

2⁴⁰ Mark, davon 1²⁰ Mark für den/die VerkäuferIn

fiftyfifty



fiftyfifty im Internet: <http://www.zakk.de/fiftyfifty>

Stütze weg – trotzdem jeck

Außerdem:

INITIATIVE: Nicht pflegeleicht und angepaßt

REPORT: Mit Bärentöter auf Silberranch

KONTRASTE: Immer mehr Wohnungslose



Franziskanerbruder Matthäus Werner,
Schirmherr von *fiftyfifty*

Liebe Leserinnen und Leser,

Karl S. aus Düsseldorf war neun Jahre obdachlos, bevor er in einem unserer Wohnprojekte ein neues Zuhause fand. Sein Schicksal gleicht dem vieler, vieler anderer Menschen. Zuerst ist die Frau gestorben, dann war er ständig krank, verlor seine Arbeit, konnte die Miete nicht mehr zahlen ... Endstation Straße. So wie Karl ergeht es immer mehr Menschen: Männern, Frauen, sogar Kindern. Ihr Schicksal ist uns nicht gleichgültig. Wir helfen ihnen, sich selbst zu helfen.

Zum Beispiel mit unserem Straßenmagazin *fiftyfifty*, das die Betroffenen selbst gestalten und vertreiben. Über 300 Verkäuferinnen und Verkäufer bessern durch den Vertrieb des monatlich erscheinenden Heftes ihre karge Sozialhilfe auf. Viele von ihnen haben im Laufe der Zeit sogar wieder eine Wohnung und eine Arbeit gefunden.

Mit Beginn des neuen Jahres haben wir die Betreuung für unsere Verkäufer verbessert. Zwei Studenten der Sozialarbeit besuchen sie regelmäßig an den Verkaufsplätzen und nehmen sich ihrer Probleme an. Gleichzeitig sollen ggf. Konflikte untereinander, mit Kunden oder Geschäftsleuten gelöst werden.

Seit Anfang Februar gelten neue Verkaufsausweise, die mit Paßbild und einer Numerierung versehen sind. (Auf die Angabe des Namens haben wir verzichtet, um schwarzen Sheriffs die Identifizierung ihrer Opfer nicht zu erleichtern.) Die neuen Ausweise müssen offen getragen werden. Verkäufer, die keinen neuen Ausweis tragen, sind definitiv nicht berechtigt, *fiftyfifty* anzubieten.

An dieser Stelle möchte ich mich für die Unterstützung im vergangenen Jahr bedanken. Mit Hilfe vieler Spenden konnten wir Wohnraum für Obdachlose schaffen. In vier Selbsthilfe-Bauprojekten sind bislang 61 Betroffene untergebracht worden. Unsere Wohnraumbörse hat über 100 Menschen von der Straße in Wohnungen des freien Marktes vermittelt. Im Speisezimmer am Franziskanerkloster in Düsseldorf, das wir mit Spenden errichten konnten, werden täglich etwa 150 Menschen mit Mahlzeiten versorgt.

Die *fiftyfifty*-Leserin Mechtild Brüne schreibt uns - stellvertretend für viele andere: „Ihr habt bewiesen, daß es möglich ist, etwas zu verändern.“ Um noch mehr Menschen zu helfen, brauchen wir dringend Ihre Hilfe. Wenn es Ihnen möglich ist, unterstützen Sie bitte unsere Arbeit für die Ärmsten der Armen. Jede Spende kommt vollständig und ohne Abzug unseren Projekten zugute, da alle Verwaltungs- und Werbekosten durch die Überschüsse des Straßenmagazins *fiftyfifty* gedeckt werden. Setzen Sie ein Zeichen Hoffnung. Denn das Schicksal obdachloser Menschen darf uns nicht gleichgültig sein.

Herzlichst, Ihr

Br. Manns 2

PS: Einige Menschen haben mich gefragt, ob wir für unsere viel gelobte Plakataktion wirklich 250.000 Mark Sponsorengelder ausgegeben haben. Das ist natürlich nicht der Fall. Die Kampagne hat einen theoretischen Gegenwert von 250.000 Mark. Wenn wir das Kleben der Plakate hätten bezahlen müssen, wäre es so teuer geworden. Die Außenwerbungsfirmen haben die Motive für mehr Respekt jedoch kostenlos im ganzen Stadtgebiet aufgehängt.

S p e n d e n k o n t o

Wenn Sie *fiftyfifty* finanziell unterstützen wollen, spenden Sie bitte auf folgendes Konto: Asphalt e.V., Postbank Essen, Konto-Nummer 53 96 61 - 431, BLZ 360 100 43. Alle Spenden sind steuerlich abzugsfähig. Eine Spendenquittung stellen wir auf Wunsch gerne aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre vollständige Adresse auf dem Überweisungsträger (Feld: Verwendungszweck) anzugeben.

fiftyfifty

fiftyfifty

fiftyfifty, Straßenmagazin
für unsere Stadt

IMPRESSUM

Herausgeber:

Asphalt e.V., Düsseldorf

Duisburger Tafel e.V., Duisburg

Diakonie Mönchengladbach
„Wohnraumhilfe“

Redaktionsleitung:

Hubert Ostendorf (v.l.S.d.P.)

CvD:

Petra Koch

Kultur:

Dr. Olaf Cless

Cinema:

Dagmar Dahmen

Kontraste:

Volker Reikötke

Lokalredaktion Duisburg:

Bettina Richtler

Fon und Fax: 0203-35 01 80

Lokalredaktion Mönchengladbach:

Jörg Trieschmann

Fon und Fax: 02161-17 71 88

Layout:

in puncto Design und Werbegrafik

Heike Hassel, Rike Casper

Fax 0211-30 7358

Druck:

Tiamat Düsseldorf

Anzeigen:

Andersson GmbH,

Tel. 0211-90 18 123

Es gilt die Anzeigenpreisliste

vom 01.02.1996

Redaktion, Verlag und Vertrieb:

fiftyfifty, Ludwigshafenerstr. 33d

40229 Düsseldorf,

Tel. 0211-92 16 284/85

Fax 0211-92 16 389

Internet-Adresse:

<http://www.zakk.de/fiftyfifty>

e-mail: fiftyfifty@zakk.de

Titelbild: Thomas Giese





Was die LeserInnen sagen ...

Betr.: Ein Ruck durch Deutschland, *fiftyfifty* Dezember 97

Daß in *fiftyfifty* immer wieder soziale Mißstände in deutlicher Form aufgezeigt werden und das Auseinanderklaffen von Besitztum und Armut benannt wird, halte ich für eine wichtige Sache.

Wenn aber pauschal Selbständige und Unternehmer ein Etikett des Unmoralischen angehängt bekommen, führt dies wohl zu einer verkehrten Sichtweise. ... Ansonsten möchte ich mich bedanken für viele informative Berichte und viel Erfolg für die Zukunft wünschen.

Annette Dorpinghaus

Daß es Mißstände gibt und daß man den Lesern die Notlage der Menschen schildert und ihre Stimmung, das ist ganz in Ordnung. Aber die Rundum-Polemik gegen jene, die mehr verdienen (inclusive Bundespräsident) und damit ja schließlich auch Mittel für neue Investitionen und Hilfen für die Sozialarbeit aufbringen, ist wenig hilfreich. Sie in einen unsachlichen Zusammenhang mit der Not zu bringen und die Bereitschaft zum Helfen zu vernichten, das finde ich keine gute Idee. ...

Dr. Stephan Wegener

Betr.: Jacke wie Hose, *fiftyfifty* Dezember 97

Der Artikel macht deutlich, daß der Wohlstand in Deutschland auf Armut, Unterdrückung und Ausbeutung aufgebaut ist. Die Not in der sog. Dritten Welt hängt mit dem Wohlstand in den Industrieländern zusammen.

Axel Jassoy

Betr.: *fiftyfifty* Januar 98

Ihre Titelgeschichte finde ich ausgesprochen gut und feinfühlig. Sie gibt einen erschütternden Eindruck ins Milieu. Gut auch die Interviews mit Lisa und Natascha, und richtig, die Forderung, die Freier zu bestrafen.

Birgit Prönski

Lisa und Natascha reden Klartext. Ich finde es mutig, zwei Prostituierte direkt zu Wort kommen zu lassen. Weiter so.

Heinz Wilden

Der Artikel über die Todesstrafe ist erschütternd. Mit welchem Recht tötet ein Staat Menschen, egal welche Verbrechen sie begangen haben?

Manfred Köhler

Was die Medien sagen ...

Mit einer 250.000 Mark teuren Aktion, finanziert durch Sponsoren, macht die Selbsthilfe-Organisation *fiftyfifty* auf das Schicksal der 4.000 Stadtstreicher aufmerksam. Auf Plakaten werden Motive von Obdachlosen mit Slogans der Werbebranche kontrastiert. „Man gönnt sich ja sonst nichts“ steht z. B. unter einem Bild, das einen Obdachlosen beim Durchwühlen einer Mülltonne zeigt.

Express

Auf 2.000 gesponserten Plakaten zeigt *fiftyfifty* Obdachlose im Alltag. Die Texte sind bekannte Slogans aus der Werbung. ... *fiftyfifty* mahnt so zu „Respekt und Hilfe für Obdachlose“.

Bild

Hier schenkte Ex-Fortuna-Stürmer Klaus Allofs nach, dort bediente Campino von den Toten Hosen. ... Der Erlös der Tischreservierungen - rund 10.000 Mark - kam der Organisation „Kinderstern“ ... und Bruder Matthäus zugute, der sich seit Jahren um Obdachlose kümmert.

Rheinische Post

*Großstadt,
Mensch,
an regennassem Sonntag
in der U-Bahn.
Dampft matt
und mengt
seine traurige Geschichte
mit müder Luft.
An Scheiben
malt sich
sein Alleinsein,
bis es träge fließt
und sichtbar macht
als Rinnsal
seine Einsamkeit,
gleich einer Träne.*

Anton Fritz



Menschen, die auf der Straße Geld sammeln oder Anzeigen verkaufen, handeln nicht in unserem Auftrag. Alle *fiftyfifty*-Verkäufer müssen ab sofort einen Lichtbild-Verkaufsausweis offen tragen.

REPORT

Armut trotz Arbeit

Seite 4



TITEL

Stütze weg – trotzdem jock

Seite 6



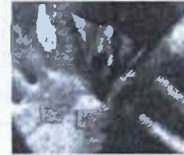
Der Hammer des Monats

Seite 12

CRIME

Eine saubere Geschichte

Seite 14



REPORT

Mit Bärenötter auf der Silberranch

Seite 16

CINEMA

Seite 20

STORY

Nicht pflegeleicht nicht angepaßt

Seite 21



LITERATUR

Rose Ausländer

Seite 22

DER HIMMEL ÜBER DER STRASSE

Benefiz-Uhren von Prof. Uecker

Seite 24



Aus: „Die Welt“ vom 15.01.98

Armut trotz Arbeit

„Working poor“ in Deutschland?

Armut ist im reichen Deutschland längst zur Massenerscheinung geworden. Allerdings denken die meisten Menschen dabei an Sozialhilfebezieher oder (Langzeit-)Arbeitslose. Eine Studie des nordrhein-westfälischen Sozialministeriums kommt nun zu dem alarmierenden Ergebnis, daß immer mehr Menschen trotz einer regulären Beschäftigung von Armut bedroht sind.

Von Prof. Dr. Gerhard Bäcker

Wer von gefährdeten Einkommens- und Lebenslage bis hin zu Armut und Ausgrenzung spricht, denkt der Regel an Personen und Familien, die keine Arbeit (mehr) haben. Wenn kein regelmäßiges Arbeitseinkommen fließt, so die These, dann muß auf Sozialleistungen zurückgegriffen werden, die aber häufig unzureichend sind, wie man am Beispiel von Arbeitslosengeld und -hilfe, Witwenrenten sowie Sozialhilfe weiß.

Aus den USA erreicht uns nun die Nachricht, daß dort Familien auch dann in Armut abstürzen können, wenn ein Elternteil einer regelmäßigen Arbeit nachgeht, aber dabei so wenig verdient, daß das gesamte Haushaltseinkommen nicht reicht, um das Existenzminimum abzudecken. „Working-poor“ wird dieses Problem genannt - eine direkte Folge von Billig-Job und unzureichendem Familienlastenausgleich.

In einer Untersuchung für das Arbeitsministerium in Nordrhein-Westfalen sind wir der Frage nachgegangen, ob „Armut trotz Arbeit“ auch bei uns aufzufinden ist. Um diese Frage zu beantworten, muß zunächst geklärt werden, was wir uns unter „Armut“ in einer Wohlstandsgesellschaft vorstellen. Gemäß der in der internationalen Armutsforschung üblichen Konvention bezeichnen wir jene Personen als arm, die in einem Haushalt leben, der über weniger als 50% des Durchschnittseinkommens verfügt. Ein Beispiel: 1995 lag das Durchschnittseinkommen (all

Einkünfte zuzüglich Kindergeld und Wohngeld, abzüglich Steuern und Beiträge) für ein Ehepaar mit zwei Kindern in Westdeutschland bei rund 5.200 DM. Wer also in dieser Haushaltsgröße weniger als 2.600 DM hat, was in etwa auch dem Sozialhilfeniveau einschließlich Warmmiete entspricht, muß als „arm“ gelten.

Zu diesen als einkommensarm zu bezeichnenden Personen zählten 1995 in Nordrhein-Westfalen über zwei Millionen Menschen. Bezogen auf die gesamte Einwohnerzahl in NRW entspricht dies einer Quote von 11,9 % der Bevölkerung. In den alten Bundesländern liegt diese Quote mit 12,5 % sogar noch höher: In

**Working-poor - das ist auch
für Deutschland eine verbreitete
Erscheinung. Eine große Gruppe von
„normalen“ Erwerbstätigen und ihre
Familienangehörigen sind in der
Wohlstandsgesellschaft nicht mehr
ausreichend abgesichert.**

Westdeutschland leben insgesamt 8,5 Millionen arme Menschen. Nun wurde gefragt, wie hoch das Armutsrisiko liegt, wenn zumindest ein Mitglied der Familie berufstätig ist und für den Lebensunterhalt sorgt. Unter Berufstätigkeit verstehen wir dabei nicht Gelegenheits- und Aushilfsjobs, sondern eine reguläre Vollzeitbeschäftigung. Das Ergebnis: Zwar sinkt dann das Risiko, in Armut zu geraten, ist aber immer noch erschreckend hoch. Immerhin 9 % aller Personen, die in Erwerbstätigenhaushalten leben, sind arm, weil ihr (bedarfsgewichtetes) Pro-Kopf-Einkommen noch nicht einmal die Hälfte des Durchschnittseinkommens erreicht. Working-poor - das ist also auch für Deutschland eine verbreitete Erscheinung. Eine große Gruppe von „normalen“ Erwerbstätigen und ihre Familienangehörigen sind in der Wohlstandsgesellschaft nicht mehr ausreichend abgesichert.

Das Problem von Niedrigeinkommen bei Erwerbstätigkeit ist freilich noch größer als dies in diesen Zahlen zum Ausdruck kommt. Denn auch dann, wenn eine Familie die Schwelle von 50% des Durchschnittseinkommens übersteigt, sind die finanziellen Sorgen noch keinesfalls überwunden. Dieser Kreis der Bevölkerung, die mit einem Einkommen von knapp oberhalb der Armutsgrenze zurecht kommen müssen, ist ausgesprochen groß: Knapp ein Drittel (30 %) aller Personen, die in Erwerbstätigenhaushalten leben, verfügen nur über 50 bis 75 vH des Durchschnittseinkommens. Diese Personen/Familien sind nicht als „arm“ im engeren Sinne zu bezeichnen und haben in aller Regel auch keinen Anspruch auf Sozialhilfe, leben aber unter eingeschränkten materiellen Bedingungen und „müssen jeden Pfennig zweimal umdrehen“.

Begrenzte Einkommensverhältnisse bis hin zu dem Risiko, in die Armut abzurutschen, können also Bestandteil einer durchaus „normalen“ Lebensposition sein und sind nicht an „Randständigkeit“ gekoppelt. Erwerbstätigkeit allein, auch in der Form von sog. Normalarbeitsverhältnissen, ist beileibe keine Garantie mehr dafür, einen gesicherten Lebensstandard zu erreichen. Die „Aushöhlung“ des Sozialstaates und die Folgen einer polarisierenden Verteilungspolitik der Bundesregierung haben heute breite Massen von Arbeitnehmerhaushalten erreicht. Die Forderung der Arbeitgeberverbände, in einem massenhaften Umfang Billig-Jobs einzurichten und die niedrigen Tarife um 20 bis 30 % zu kürzen, verschärfen das Problem noch weiter. Wie die steigenden Arbeitslosenzahlen zeigen, werden damit allerdings keine neuen Arbeitsplätze geschaffen.

Eine prekäre Einkommenslage im Haushalt trotz Arbeit tritt nach den Ergebnissen unserer Studie vor allem dann auf, wenn

- das individuelle Arbeitseinkommen des Hauptverdieners in der Familie niedrig liegt,
- der Haushalt groß ist und mehrere Kinder zu versorgen sind,
- der Lebenspartner nicht oder nur sehr wenig verdient, weil dies wegen der Betreuung der Kinder nicht anders möglich ist oder wegen der Arbeitslosigkeit keine Stelle gefunden werden kann oder weil gerade im Bereich der Frauenerwerbstätigkeit die schlecht bezahlten 620 DM-Verhältnisse um sich greifen,
- bei alleinerziehenden Erwerbstätigen überhaupt nur ein Arbeitseinkommen anfällt, dieses aber sehr gering ist.

Für Arbeitnehmerhaushalte in diesem Einkommensbereich bis unter 75 % des Durchschnittseinkommens werden weitere Einbußen im realen Einkommen (so durch steigende Beitragsabzüge und Anhebungen von Preisen und Gebühren, von Zuzahlungen in der Krankenversicherung, usw.) zu einer ernstesten Gefährdung ihres ohnehin prekären Lebensstandards. Aber auch der Eintritt von Lebensereignissen aller Art wie Geburt eines Kindes, längere Krankheit, Arbeitslosigkeit des Partners wirken sich als eine Bedrohung der Einkommenslage aus und können zu einer existenzieller Gefahr werden.

Diese Befunde weisen auf einen dringenden sozialpolitischen Handlungsbedarf hin. Mehrere Ebenen der Politik sind gefordert: Auf dem Arbeitsmarkt muß dem Trend der Aushöhlung von ungesicherten Arbeitsverhältnissen entgegengewirkt werden. Lohnkürzungen, Abbau von Weihnachts- und Urlaubsgeld,

Umwandlung von gesicherten in geringfügige Beschäftigungsverhältnisse, Ausdehnung von Scheinselbständigkeit - all diese Faktoren drücken vor allem die mittlere Einkommensschicht nach unten. Gefordert ist eine Stabilisierung und Erhöhung vor allem der unteren Arbeitseinkommen.

- Die Realeinkommen im unteren und mittleren Bereich der Arbeitnehmerinkommen müssen stabilisiert und erhöht werden. Dies ist Aufgabe vor allem der Steuerpolitik (Anhebung des Grundfreibetrages) und der Finanzierung der Sozialversicherung (sachgerechte Finanzierung versicherungsfremder Leistungen durch Steuermittel, so daß die Beitragssätze gesenkt werden können).

- Kindergeld wie Wohngeld müssen bedarfsgerecht ausgestaltet sein und deshalb gerade für Familien von Niedrigverdienern angehoben werden.

- Schließlich bedarf es dringend besserer Möglichkeiten zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie, so daß Mütter, die im Beruf bleiben oder wieder einsteigen möchten, dazu auch die Chance haben.

**In Westdeutschland
leben insgesamt
8,5 Millionen
arme Menschen.**

Die diesem Artikel zugrundeliegende Studie ist auf Anfrage erhältlich beim Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales NRW, Fürstenwall 25, 40190 Düsseldorf, Tel. 0211/ 85 55 03.

Titel: Gerhard Bäcker/Walter Hanesch, Arbeitnehmer und Arbeitnehmerhaushalte mit Niedrigeinkommen in Nordrhein-Westfalen, Landessozialberichterstattung des Landes NRW, Düsseldorf 1998.

TITEL

Die Frühlings-

StützeWEB -

„Die Satire wäre nicht so bissig geworden, wenn der Dichter mehr zu beißen gehabt hätte“, kalauerte einst Heinrich Heine. Zu des Dichters Zeiten stunkten bissige Narren überall am Rhein gegen Sozialdumping und Börsencrashtests an. Derweil war der Karneval in Düsseldorf bis 1850 offiziell verboten.

Von Thomas Giese



er s j e n e u m 1 8 4 8

t Rot Z dem j E c y ?



Zur Erinnerung an den Düsseldorfer Carneval im Jahre 1842. Eine Sitzung beim langen Leim im Cürten'schen Prachtsaal an der Bergerstraße.

Radierung von Andreas Achenbach

Er war ein recht närrischer Spaßvogel, dieser Düsseldorfer Dichter. Stets eine Pointe auf Lager. Allein über seine Geburt brachte er zig Anekdoten in Umlauf: Einmal erzählte er, er sei in der Neujahrsnacht des Jahres 1800 geboren und sei somit der letzte des ausgehenden und der erste des neuen Jahrhunderts. Ein anderes Mal behauptete er, er hätte 1797 - dem Todesjahr des Lügenbarons Freiherr von Münchhausen - das Licht der Welt erblickt.

„Er war leider ein Mensch, der oft den Unterschied zwischen Lüge und Fiktion nicht durchschaute. Er log unentwegt“ - so die letztjährige Heine-Preisträgerin Ruth Klüger über den Dichter. Ein Harry Heine ist im jüdischen Geburtsregister für das Jahr 1798 vermerkt. Hat der Schalk uns mal wieder alle zum Narren gehalten? Gehörte es gar zu des Dichters perfidem Plan, seine Vaterstadt das 200. Todesjahr des Lügenbarons Münchhausen feiern zu lassen? →

Wie Wanderratten

Der Kampf der Spaßguerilleros richtet sich an vorderster Front gegen die Dummheit, zu glauben, der eine Teil der Menschheit sei von Natur aus dazu bestimmt, in Wohlstand zu prassen, während der Rest wie Wanderratten vom Müll in den Mund leben muß.

Es herrscht Frühkapitalismus pur: „Manche Menschen lebten wie wilde Thiere, fast ohne Kleidung, in den Unrathskanälen, und kamen nur Nachts zum Vorschein, um sich etwas zu essen zu holen und zu nehmen, wo sie es fanden.“ - Was wie eine Reportage übers heutige New York klingt, ist eine Beschreibung der Zustände in Wien Mitte letzten Jahrhunderts. Über diese Zeit schreibt der Historiker Wilhelm Bloß: „Die großen Grundherren wußten sich von den öffentlichen Lasten zu drücken; sie zahlten keine Kommunalabgaben ... Die neuen Maschinen verringerten den Lohn, verlängerten die Arbeitszeit und machten viele Tausende brotlos ...“ In England produziert 1844 eine einzige Baumwollfabrik soviel wie 20.000 Arbeiter in Handarbeit. Während einer Absatzkrise werden deshalb in Schlesien die Weberlöhne um 40 % gekürzt. Es kommt zum Aufstand. Heine schreibt sein Weberlied: „ ... Ein Fluch dem König, dem König der Reichen, / Den unser Elend nicht konnte erweichen, / Der den letzten Groschen von uns erpreßt / Und uns wie Hunde erschießen läßt ...“ „Globalisierung“ dient schon damals als Argument für's Lohndumping. Unternehmer lehnen „mit dem Hinweis auf die Konkurrenz des Auslands alle Forderungen der Arbeiter ab, gerade wie sie heute bei jedem auch noch so geringen Anlauf zu einer Arbeitsschutzgesetzgebung sich auf die Konkurrenz des Auslands berufen.“ Wilhelm Bloß schrieb diese Erkenntnis, daß die „Konkurrenz des Auslands“ schon zu allen Zeiten als Keule erhalten mußte, übrigens nicht in unseren Tagen, sondern im Jahre 1893 (!).

(R)heinescher Witz

„Ei Heide, Jude, Türke, Christ,
Sie brachten dir den Zoll,
Dir huldigt, wer vernünftig ist;
Und wir sind alle toll!“

Frei nach dem Motto: „Narren aller Länder, vereinigt Euch!“ dichteten Düsseldorfs Frühstunker 1847 diese „Hymne an den Hanswurst“. Aus der Bütt heraus nahm man alles aufs Korn, was auf feinen Bütten wegen preußischer Zensur tabu war. Für die Preußen war der Karneval lediglich eine „anomalische und in polizeilicher Hinsicht nicht unbedenkliche Lustbarkeit“: 1844 untersagen sie das düsseldörfliche jecke Treiben. Die Domstädter gewähren den Altbierstädtern „Narrenasyl“, und die schippern rosenmontags mit zwei Bötchen nach Kölle. Noch im gleichen Jahr erhalten die Frühstunker Schützenhilfe aus Paris. Aus seinem Exil ruft Heine mit dem Wintermärchen die „rheinischen Vogelschützen“ zum „lustigen Schießen“ auf den Preußenadler auf.

In des Dichters Heimatstadt hagelt es behördliche Verbote ... Die Narren reagieren 1846 mit einem Spaßguerillaaufruf, der europaweit in den Briefkästen landet - sogar bei Karl Grün in Paris und Charles Dickens in London ... und auch bei Ferdinand Freiligrath, der 1844 das Land „als politisch unerwünschte Person“ hatte verlassen müssen. O-Ton der Narren-Proklamation: „Wir haben uns unter die Narrenkappe geflüchtet, statt des Schwertes mit der Pritsche bewaffnet. So wagen wir den Kampf gegen Geistesdruck und Vorurtheil. Wir kämpfen gegen Dummheit und Trug und die Verfinsterung. Es ist zwar nur ein Guerillakrieg, doch wird uns der Sieg nicht fehlen.“



Carneval im Februar 1851



Eintrittskarte für den Düsseldorfer Eisenbahnactienbörsencrashball von 1845

Die „Allerwelts-Actien-Börse“

Die frühstunkenden Pappnasen Kölns hatten bereits 1839 mit einer „Allerwelts-Actien-Börse“ den Aktienboom aufs Korn genommen. In der „hanswurstlichen Börsenhalle auf dem „Gürzenich“ gab's eine Generalversammlung der „Aktienfieberkranken und Gäste“. Was heute die Telekom- und Lufthansa-Aktien, waren einst die der Eisenbahn: „Die Freudenbahnaktien steigen mit jeder Sekunde und zwar zu einer außerordentlichen Höhe“, verkündeten die börsiansichen Narren.

Aber die Frühstunker übten sich nicht nur in Polemik gegen die Misere, sondern sie sammelten auch für die Ärmsten der Armen. Zum Beispiel im Jahr des Börsenbooms von 1845. Alfons Fahne, Mitunterzeichner des Düsseldorfer Spaßguerilla-Aufrufs, berichtet, daß in dem Jahr wegen einer Inflation viele arbeitslose Menschen hungern mußten. Der Allgemeine Verein der Carnevalsfreunde versorgte die Stadtarmen von Januar bis Mitte März mit Brennmaterial. Und „als im Februar das Uebel durch Wasserflut noch vermehrt wurde, brachten die Carnevalsfreunde durch freiwillige Gaben in einem Tage 500 Thaler zusammen, welche das erste Elend abwendeten, und bauten einem Beschädigten seine umgestürzte Wohnung neu auf.“ („Der Carneval mit Rücksicht auf verwandte Erscheinungen - Ein Beitrag zur Kirchen- und Sitten-Geschichte“; Anton Fahne, Köln 1854).

Auf Weisung des Ministeriums des Innern bleibt in Düsseldorf der Carneval noch bis 1850 verboten. Die bissigen Schwellköpfe müssen sich also weiterhin nach Kölle oder in den Blätterwald (sa-)tierischer Zeitschriften flüchten. Die „Düsseldorfer Monathefte“ werden zum Exilort für viele Spaßvögel. Wüste Fabelwesen treiben dort ihr Unwesen. Ein bebrillter Geier klagt gegenüber einem Fuchs in mondänem Pelz sein Spekulationsleid - Ähnlichkeiten mit einstigem oder heutigem Unternehmmergejammer sind rein zufällig!

Wie geht es IHNEN ?



- ein warmes Bett
- eine kleine Mahlzeit
- eine erfrischende Dusche
- saubere Wäsche
- u.s.w. ...

knack • Punkt

Gruppellostraße 29
Telefon: 35 92 43

Notschlafstelle
für Mädchen
und junge Frauen



Sozialdienst Katholischer Frauen und Männer e.V.
Kto. 41 001 462 Stadtpostkasse Düsseldorf
Stichwort: knack Punkt

Viele junge Mädchen und Frauen in Düsseldorf haben keine feste Bleibe. Ihre psychische und physische Verfassung ist desolat. Zur Zeit können wir den Mädchen 3 Übernachtungen ermöglichen. Das ist nicht genug! Wir benötigen Ihre Hilfe. 7 Nächte sind unser Ziel.

MIT EINER SPENDE HELFEN SIE!

Februar

- So.08.02. **BRECHT-TAG IM ZAKK**
mit Filmseminar (15.30 Uhr)
Kaffeehausabend (19.00 Uhr)
und Brecht-Slam (20.15 Uhr)
- Di.10.02. **ÖKOLOGIE AUF DEM ABSTELLGLEIS?**
Diskussion über Kyoto bis Agenda 21
mit Michael Müller (MdB),
Wolfgang Scheffler (Bürgermeister)
- Di.24.02. **SUPERBILK meets FUSCHI MUSCHI**
Die Musikpreisträger geben eine Party...

Internet: www.zakk.de
aktuelle Programmansage: 97 300 95
Fichtenstr. 40 • Düsseldorf • 0211 - 97 300 10



TIAMATdruck GmbH

Luisenstraße 69 • 40215 Düsseldorf
Tel. 02 11/37 94 00 • Fax 02 11/38 40-368

Ressourcen erhalten

Düsseldorf

Tai Chi im BilkCenter
Schule für traditionelles
Wu Tai Chi Chuan

Witzelstr.55
40225 Düsseldorf
Tel./Fax:
0211 / 31 99 29

Neue Kurse

Tai Chi Chuan

in der Tradition
der Familie Wu

<http://www.wu-taichi.de>

Duisburg

Wu Wei
Schule für traditionelles
Wu Tai Chi Chuan

Fürst Bismarkstr. 30
47119 Duisburg
Telefon:
0203 / 8 55 98

Neue Kurse



1847 und die Folgen

Die Wucherer-Karikatur hatte Adolf Schrödter 1847 - zu der Zeit war er Präsident des Allgemeinen Vereins der Carnevalsfreunde zu Düsseldorf - gezeichnet. In dem Jahr war es wieder zu einer entsetzlichen Hungersnot gekommen. Die Börse war ins Trudeln geraten. Eine schlechte Ernte kam hinzu. Und Händler hielten obendrein das noch vorhandene Korn zurück, um größere Profite zu erzielen.

Während sich Karl Marx an einer wissenschaftlichen Analyse des Börsencrashes von 1847 versucht, flüchtet sich der Narr Heine in schwarzen Humor. Die ökonomischen Übel dieser Welt erklärt der Schalk damit, daß „Gott zuwenig Geld erschaffen habe“. Deshalb habe sich „der liebe Gott“, als er die Welt schuf, beim Teufel etwas borgen müssen. Und da nun der Teufel eine Hypothek auf die Welt habe, könne er „von Gott und Rechts wegen“ darin frei schalten und walten.

Im Revolutionsjahr 1848 werden viele, auch aus der stunkenen Opposition, in die Parlamente gewählt - so in Köln, Mainz, Düsseldorf, Bonn, sogar ins Paulskirchenparlament nach Frankfurt - Revolution in Düsseldorf ??! Dort landeten ein paar Pferdeäpfel etwas unschicklich auf der Montur des preußischen Königs. Den Behörden war das mehr als peinlich. Der Tatort - die Kastanienallee - wurde unverzüglich in „Königsallee“ umgetauft. „Aus Scheiße Gold machen“ gehört seitdem zu des Düsseldorfers liebsten Devisen.

Aber dann war Schluß mit lustig. Nationales boomte. Der Karneval wurde witzlos, die Opposition nach '48 bierernst: Statt Bissigem gab's Verbissenes. Doktrinärliche Phrasendrescherei kam wieder in Mode. Über die - sich ganz in schwarz kleidenden - Genossen hatte Heine bereits 1828 gespöttelt: „Schwarze Narren“, die sich „mit schwarzen Narrenkappen verummumt hatten, aber so auffallend trübsinnig aussahen und sich so gefährlich anstellten und so ernsthafte Gesichter schnitten, daß die Regierungen endlich aufmerksam werden und sie einstecken mußten.“



„Ich sage Ihnen Herr Fuchs, das Malter Frucht ist abgeschlagen um einen ganzen Silbergroschen!“ Der Fuchs: „Entsetzlich! Wir sind ruiniert, und werden kaum noch 20.000 Rhetaler an dieser Ladung verdienen! Da kann sich ein ehrlicher Mann, wie unser eins, aufhängen!“



Aktion „Schlanker Hofstaat“, von Thomas Giese und Anne Aumann mit den Falken 1992 während einer Demonstration gegen Sozialabbau.

Der Dichter und der Präsident

Auf den Frühstunker Schrödter, unter dessen Präsidentschaft der einstige Spaßguerillaaufrufentstand war, ist Heine sogar in Paris aufmerksam geworden. Karneval 1837 entdeckte der exilierte Dichter in einem Bilderladen auf dem Boulevard Montmartre einen Don-Quixote-Ölschinken des Künstlers - und freute sich spontan über die geheime Geistesverwandtschaft mit dem Maler. Des Dichters Lob ist in dessen Einleitung zu einer damals neu erschienenen Don-Quixote-Schwarte nachzulesen. Auch lokalhistorisch machte sich der Karnevalspräsident Schrödter übrigens einen Namen: Er wurde zum Chronisten der ersten Jahre des Künstlervereins „Malkasten“, der dieses Jahr sein 150jähriges Bestehen feiert.

Über den bissigen Karneval vor 1848 sind leider nur wenige Dokumente erhalten: Goethe hatte den Narren ein Gedicht vermacht, Freiligrath zwei. Hans Christian Andersen, der mit „Des Kaisers neue Kleider“, schrieb über den Düsseldorfer Künstlerkarneval ein paar Zeilen in seine Kladder; jedoch konnte wegen preußischer Zensur leider keine der bissigen Büttenreden der rheinischen Frühstunker gedruckt werden, so daß wir heute mit historisch leeren Händen dastehen.

Wer dennoch etwas über den spöttischen Geist jener Zeit erfahren will, der lese doch einfach Heinrich Heine. Zum Beispiel des Dichters Büchlein über seine Heimatstadt. Dort heißt's von der Preußenzeit: „... wo man sonst französisch sprach, ward jetzt preußisch gesprochen, sogar ein kleines preußisches Höfchen hatte sich unterdessen dort angesiedelt, und die Leute trugen Hofitel, die ehemalige Friseurin meiner Mutter war Hoffriseurin geworden, und es gab jetzt dort Hofschneider, Hofschuster, Hofwanzenvertilgerinnen, Hofschnapsladen, die ganze Stadt schien ein Hoflazarett für Hofgeisteskranke. Nur der alte Kurfürst erkannte mich, er stand noch auf dem alten Marktplatz in Düsseldorf; aber er schien magerer geworden zu sein. Eben weil er immer mitten auf dem Markte stand, hatte er alle Misere der Zeit mit angesehen, und von solchem Anblick wird man nicht fett ...“ Das klingt so frisch, als sei's am letzten 11.11. zu Papier gebracht (aus: „Ideen. Das Buch Le Grand“; das Büchlein ist auch als 4-DM-Reclam-Spar-Ausgabe erhältlich).

Leo Statz

Der ermordete Narr

† 1.11.1943



Denkmal für Leo Statz an der Kronprinzenstraße in Düsseldorf

„Wir haben uns unter die Narrenkappe geflüchtet, ... Wir kämpfen gegen Dummheit und Trug und die Verfinsterung“ - Was Düsseldorfs Frühstunker 1847 proklamierten, damit machte der in Köln geborene Leo Statz unter den Nazis Ernst. „Kraft-durch-Freude“-Klatschmärsche der Nazi-Narren waren dem Präsidenten der Düsseldorfer Karnevalsvereine eine Torheit, das grassierende Mitläufertum ein Greuel: „Die Braunen haben es leicht mit uns“, empörte er sich im Gespräch mit einem Freund. „Wir haben keine Courage. Eine Straßenbahnuniform bringt in Deutschland einen ganzen Wagen voller Menschen zum Strammstehen“.

Die offizielle Staats-Propaganda hieß damals: „Die soziale Not ist beseitigt!“ Doch Statz wagte es, mit dem Karnevalsschläger „Duze, duze, duze mich!“ auch auf das Elend der kleinen Leute anzuspähen. Bald ertönte in vielen Festsälen Deutschlands auch die Verbalberung „sozialpartnerschaftlichen Duzens“:

„Mit dem Gerichtsvollzieher sprich / Per Du ganz freundlich bieder, / Das hilft, der zahlt sogar für Dich / Und kommt bestimmt nicht wieder. / Hat im Büro der Sekretär / Kein Geld, wie oft im Leben, / Sagt er zum Chef: „Du komm mal her, / Du mußt mir Vorschuß geben.“

In der Gestapoakte heißt es über den Direktor der „Birresborner Mineralbrunnen A.G.“: „Statz ist überzeugter Katholik. Geht sonntags in die Kirche ... Er gilt als Führer oppositioneller Kreise. Statz verweigert Spenden für Eintopf und Winterhilfswerk. Statz hält keine Betriebsappelle ab ...“ (Mit „oppositionellen Kreisen“ waren die Mitgliedschaft in katholischen Heimat- und Karnevalsvereinen gemeint). Die Denunziation durch einen seiner Angestellten führte schließlich zur Anklage: „Zersetzungpropaganda“ und „Feindbegünstigung“: Statz hatte eine Bemerkung über die Sinnlosigkeit des Krieges fällen lassen. Er wird verhaftet und in Berlin vor den Volksgerichtshof gestellt. Eine der ersten Fragen des Blutrichters Freislers: „Sie hatten ihre Ausbildung bei einem Juden, nicht wahr?“ Der Menschenschlächter höhnt: „Ja, ich sehe aus den Akten, daß sie dort so eine Art Fastnachtkönig sind, so mit einer bunten Mütze auf dem Kopf und einem Zepter in der Hand.“ Der Nazi-Richter läßt Leo Statz die Narrenkappe samt dazugehörigem klugem Kopf herunterreißen ...



Alles Theater....?

Wir haben uns zu einer Theatergruppe zusammengefunden und suchen noch weitere interessierte Mitspielerinnen und Mitspieler aus dem Wohnungslosenbereich.



Wo: **Cari-Bühne**, Rather Broich 155
Wann: Jeden Donnerstag von 18.⁰⁰ - 20.⁰⁰ Uhr
Anmeldung: Katharina Wenzel - Tel.: 0211 / 61 00 449
Steffi Effertz - Tel.: 0211 / 61 00 438

EDV für Verbände und Vereine!

Fundraising, Mitgliederverwaltung, Abo-Service, Postzeitungsdienst, Infpost, Spendenwesen... speziell für Gruppen und Verbände.
Für jede Anforderung eine individuelle Lösung auf der Basis langjährigen Know Hows.

ÖKONZEPT:

MARKETING-SERVICE
EDV-DIENSTLEISTUNGEN
BETRIEBSBERATUNG

AM HACKENBRUCH 85
40231 DÜSSELDORF
FON 26 11 210 FAX 26 11 220

KONTRASTE

WEITER HOHE WOHNUNGSLOSEN-ZAHLEN

(ff) Die Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe (BAG) geht für das Jahr 1997 von mindestens 860.000 Wohnungslosen im Bundesgebiet aus. Während die Zahl der Wohnungslosen im Westen leicht rückläufig ist, muß im Osten laut BAG von einer 25%igen Steigerung ausgegangen werden. „Es besteht die große Gefahr, daß sich Politik und Gesellschaft an eine Sockel-Wohnungslosigkeit ebenso gewöhnen, wie an die Sockel-Arbeitslosigkeit,“ warnt der Vorsitzende der BAG, Martin Berthold. Angesichts dieser Situation stehe die Wohnungslosenhilfe vor einem Dilemma: Einerseits könne sie die Folgen der grundsätzlich verfehlten Wohnungs- und Arbeitsmarktpolitik nicht ausgleichen, andererseits müsse sie in diesen Zeiten, in denen die Hilfe für sozial Ausgegrenzte besonders wichtig sei, mit immer weniger Ressourcen zurechtkommen.

UNICEF-BOTSCHAFTERIN: ENGAGEMENT FÜR STRASSENKINDER

(ho) Die „Tagesthemen“-Sprecherin Sabine Christiansen ist neue Unicef-Botschafterin für Deutschland. Im Mittelpunkt ihres Engagements stehen Kinder, die auf der Straße leben müssen. Davon gibt es nach Unicef-Angaben weltweit bis zu 200 Millionen. Armut und Gewalt in den Familien sind die Gründe, aus denen Jungen und Mädchen obdachlos werden. Mit Betteln, Prostitution und anderen, oft schweren und schlecht bezahlten Arbeiten, versuchen sie zu überleben. Die Unicef weist darauf hin, daß die Zahl der Straßenkinder nicht nur in der „Dritten Welt“ zunimmt: Auch in Deutschland lebten nach Caritas-Schätzungen schon 40.000 Kinder und Jugendliche auf Straßen, Plätzen und Bahnhöfen.

Arm und Reich

NEUES AFRG SEIT 1. JANUAR IN KRAFT (ks) Gegen die Stimmen der Opposition verabschiedete die Koalitionsmehrheit im letzten Jahr das neue Arbeitsförderungsreformgesetz (AFRG), das zum Jahresbeginn 1998 anstelle des bisherigen Arbeitsförderungsgesetzes (AFG) tritt. Die wichtigsten Neuregelungen: Die Arbeitslosen erhalten nicht mehr in einem 14tägigen Zahlungsrhythmus ihre Arbeitslosenunterstützung, sondern das Arbeitsamt zahlt nur noch einmal im Monat, und zwar zum Monatsende. 1996 erhielten Betroffene durchschnittlich 933,00 Mark Arbeitslosenhilfe - und damit nicht viel mehr als SozialhilfeempfängerInnen. Die Umstellung des Überweisungsmodus dürfte etliche Arbeitslose am Monatsbeginn in Zahlungsnot bringen. Außerdem entfällt die Gebührenbefreiung für Arbeitslose, die über keine Bankverbindung verfügen und deshalb bislang ihre Leistung per Postbarscheck erhielten. Die gleiche Bundesregierung, die es versäumte, Banken gesetzlich zu verpflichten, Arbeitslosen ein Konto einzurichten, will nun die durch die Postbarschecks anfallenden Kosten von der Arbeitslosenunterstützung abziehen. Schließlich können ArbeitslosenhilfebezieherInnen künftig zum Arbeitseinsatz gezwungen werden - insbesondere zu Ernteeinsätzen, wie z. B. zur Gurkenerte in der Landwirtschaft. Der entsprechende Passus wird im AFRG übrigens nicht „Arbeitsdienst“ sondern „Arbeitnehmerhilfe“ genannt.

Weitere Informationen zum neuen AFRG sowie Tips für Arbeitslose können über fiftyfifty bezogen werden: Tel. 0211/ 92 16 284 - Fax 92 16 389.



**Geschmacklos.
Peinlich.
Voll daneben!**

„Solche Leute gab es auch früher schon an den Königshöfen. Am Bonner Hof genießt Norbert Blüm inzwischen totale Narrenfreiheit.“ Klare Worte vom Präsidenten des Bundesverbandes der Deutschen Industrie (BDI), Hans-Olaf Henkel: Ein Unternehmer sieht rot. Armer „Nobby“! Aber damit nicht genug: Henkel ruft die Seinen mittlerweile offen dazu auf, abgeschlossene Tarifverträge zu brechen - selbst für IG Bergbau & Chemie-Chef Hubertus Schmoldt, der durch allzu sozialpartnerschaftliches Gehabe in den eigenen Kreisen umstritten ist, nichts anderes als ein Aufruf zum Verfassungsbruch.

Dabei könnte der Industrie-Präsident eigentlich mehr als zufrieden sein: Seit 1960 wurde die Lohnsteuer für Beschäftigte verdreifacht, während Körperschafts- und Einkommenssteuer sich nur verdoppelt haben. Zwischen 1980 und 1995 stiegen nach Angaben des DGB die Nettoallöhne und -gehälter der ArbeitnehmerInnen um magere 1,4 % - die Unternehmensgewinne hingegen um satte 116 %. Aber genug kann eben nie genug sein, nicht wahr, Herr Henkel? Prost Mahlzeit, fröhliches Geldzählen und noch viel Spaß beim sozialpolitischen Amoklauf '98 wünscht

Volker Rekitke

+ KURZWEIL

der Straße ++ von der Straße ++ v

„SALVE“ ODER „HALLO“ - DAS IST WOHL DASSELBE, ODER?

Ich bin seit fast zehn Jahren auf der Straße. Ich besitze nichts und habe auch nichts außer das Notwendigste zum Überleben. Ich werde Euch jetzt mein Problem darstellen: Meine Eltern sind von Deutschland weggezogen, als ich dreizehn war, es ist nicht einfach für mich gewesen. Wir sind nach Sizilien in ein Kuhdorf gezogen, nachdem ich in einer Stadt groß geworden bin. Ich habe versucht, mich daran zu gewöhnen, aber ohne Erfolg. Mit fünfzehn bin ich von zu Hause ausgezogen und nach Mailand gefahren und habe angefangen zu arbeiten. Es ging acht Monate gut, aber dann habe ich nicht mehr geschafft, meine Miete zu bezahlen und so landete ich auf der Straße, bis jetzt.

Wir haben einen Verein gegründet und hoffen damit vorwärts zu kommen. Die Stadt und die Diakonie hatten versprochen, uns mit einem Haus weiter zu helfen, aber bis jetzt haben sie uns nur an der Nase herumgeführt. Wir sind ja nur der Abschaum der Gemeinschaft (Geld regiert die Welt). Deshalb setze ich diese Annonce in die *fiftyfifty*, damit die Leute, die uns gerne helfen wollen, auch helfen können. (Unterstützung wäre für uns ein Haus oder Geld, es können aber auch Bauwagen und andere nützliche Sachen sein, auch mit einem Platz wäre uns geholfen. Wir haben allerdings auch Hunde.) Wir sind für jede Hilfe dankbar.

V.L.G.
Konto: Verein für individuelle Lebensgemeinschaft, Kto-Nr. 36 023 976, BLZ 300 501 10 Stadtparkasse Düsseldorf
Anschrift des Vereins: Verein für individuelle Lebensgemeinschaft, Rathausufer 13, 40213 Düsseldorf

„Düsseldorf genauso sicher wie vor 10 Jahren“

(vr) Zusammen mit Polizeipräsident Rainer Wittmann veröffentlichte eine Arbeitsgruppe des SPD-Unterbezirks das Papier „Thesen zur Jugendkriminalität in Düsseldorf“. Laut polizeilicher Kriminalstatistik wurden für 1996 insgesamt 77.855 Delikte gezählt - 26 weniger als im Vorjahr. Der Anteil der Gewaltdelikte lag in beiden Jahren stabil bei 2,69 %, auch der Anteil von Kindern und Jugendlichen an der Gesamtkriminalität ist seit 10 Jahren mit rund 24 % relativ konstant. Die VerfasserInnen der Studie, die auf einen deutlichen Zusammenhang zwischen Kriminalität und sozialer Verelendung - z.B. in sogenannten „sozialen Brennpunkten“ - hinweist, kommen zu dem Ergebnis, „daß es nicht gerechtfertigt ist, Szenarien von einem unaufhaltsamen Absinken Düsseldorfs in Chaos, Gewalt und Unsicherheit zu entwickeln.“ Düsseldorf sei für seine BürgerInnen letztlich genauso sicher, wie vor 10 Jahren.

Armut macht krank

(ho) „Armut macht krank. Krankheit macht arm.“ Diesen Kausalzusammenhang belegt eine städtische Studie, auf deren Grundlage die 2. Düsseldorfer Armutskonferenz im Rathaus abgehalten wurde. Je mehr Menschen in Düsseldorf arbeitslos werden oder von der Sozialhilfe nahe am Existenzminimum leben müssen, desto mehr von ihnen geraten in den beschriebenen Teufelskreis. Eine Untersuchung des Gesundheitsamtes weist beispielsweise darauf hin, daß in sozial schwachen Stadtbezirken zwei- bis dreimal soviele Säuglinge sterben wie in den reichen Vierteln. Kinder werden dort selten zu Impf- und Vorsorgeuntersuchungen geschickt. Sie leiden eher an kranken Zähnen, Jugendliche an Alkohol- oder Drogensucht. Zwei Drittel der Aidskranken schließlich sind SozialhilfeempfängerInnen.

„Flingern Mobil“ hilft Drogenabhängigen

(cf) Der Verein „Flingern Mobil“ wurde Ende 1996 von der katholischen Elisabeth-Pfarrkirche ins Leben gerufen, um Drogenabhängigen am Hauptbahnhof und in Flingern vor Ort helfen zu können. Die Gemeinde stellte sich seinerzeit voll hinter das Konzept des geplanten - und seit Sommer 1997 geöffneten - Drogenhilfeszentrums an der Erkrather Str. 18, organisierte Informationsveranstaltungen mit BürgerInnen und ExpertInnen im Gemeindesaal. Mit Hilfe eines Kleinbuses sollen künftig SozialarbeiterInnen und ÄrztInnen regelmäßig Treffpunkte der Drogenszene in Flingern und am Bahnhof anfahren, medizinische Hilfe und eine Anlaufstelle bieten und auch den Weg zu den Beratungseinrichtungen für Süchtige weisen. Mehr Informationen über „Flingern Mobil“ gibt es bei St. Elisabeth unter der Telefonnummer 35 97 73.

Erfolgreiche Bilanz der Düsseldorfer Tafel

(ff) Zum dreijährigen Bestehen zog der Verein „Düsseldorfer Tafel e.V.“ nun Bilanz: Täglich werden 18 Einrichtungen für Obdachlose von inzwischen 34 ehrenamtlichen MitarbeiterInnen mit übriggebliebenen Speisen sowie Obst, Gemüse, Brot und Getränken versorgt. So wird beispielsweise die „Bruder-Firminus-Klausen“ im Franziskanerkloster an der Immermannstraße (die von *fiftyfifty* mit eingerichtet wurde) mit Lebensmitteln beliefert. Dort erhalten auf diese Weise bis zu 150 obdachlose Personen pro Tag eine warme Mahlzeit und einen Nachtisch. Ziel des Vereins für 1998 ist es, die Versorgung der Obdachlosen in diesem Umfang erhalten zu können und auszubauen.

UND UNGEN +

von der Straße ++ von der Straße



Eine saubere

Noch eine Station, und Klaus Brenner wäre angekommen. Wäre. Ermüdet von langer Fahrt im Zug, zog er sich schon einmal den Mantel an. Dabei holte er mit der rechten Hand seinen Koffer herunter. Nur einmal war es ihm passiert, daß er eine Bahnstation übersehen hatte, das sollte nicht noch mal vorkommen.

Er schrieb, mit einigem Erfolg, Reiseberichte, die er diversen Magazinen verkaufte.

Der Zug hielt. Schon von weitem sah Brenner den Namen seiner vorletzten Station: „Reinstedt“. Rein - ohne H. Als gewiefter Reisender, nicht unkundig auch der ausgefallenen Ortsnamen, suchten die Relais seines Hirnes entsprechende Hinweise. Reinsdorf, Reinsfeld, Reinsen. Alles unbekannte Orte, jedoch nicht für Brenner. Aber Reinstedt?

Von Reinstedt zu seinem Zielbahnhof waren es nur fünf Zugminuten. Rasch überlegte er sich, ob er da etwas versäumen würde. Als Tourist gewiß nicht, aber als spitzfindiger Rechercheur für ausgefallene Ausflugsziele. Nichts drängte ihn, man konnte sich noch einen anderen Zug nehmen, zur Not tat 's auch ein Bus.

Klaus Brenner wagte den Schritt. Vielleicht wären ihm Urlaubsreisende in spe einmal dankbar dafür, ein paar neue Hotels, Kneipen und sonstige Sehenswürdigkeiten entdeckt zu haben. Er verließ den Zug und blieb unvermittelt auf dem Bahnsteig stehen. Schon viele saubere Bahnhöfe - dieser war ein kleiner - waren ihm untergekommen. Im Münsterland, noch weiter hoch im Norden, vor allem in Holland. Aber dieser schoß den Vogel ab. Auch nicht eine zerdrückte Coladose, kein Papiertaschentuch, nicht einmal ein abgebranntes Streichholz lagen herum. Dem ungeübten Reisenden wäre dies nicht aufgefallen. Doch Brenner hatte eine Nase für's Detail.

Dann sah er die Lösung: Zahllose Müllkästen standen oder hingen herum. Was ihm indes auffiel: Alle waren geleert. Verschmutzte Scheiben, hinter denen Fahrpläne hingen, gab es nicht. Drei Bahnbedienstete waren dabei, sie zu säubern. Zwei andere damit beschäftigt, Unkraut zwischen den Schienen zu rupfen. Eine Reinemachefrau scheuerte über das Geländer.

„Heute ist wohl Großreinemachen“, dachte Brenner bei sich. Doch wollte er sich mit solchen Beobachtungen nicht allzulange aufhalten. Eine gut erhaltene Straße führte in einen kleinen Ort hinein. Die Temperatur war gerade richtig, und er beschloß, zu Fuß ein Hotel aufzusuchen.

„Darf ich Sie mitnehmen?“ erkundigte sich ein Taxifahrer, der gerade dabei war, seinen Wagen zu säubern. „Nein, danke!“

„Aber Sie brauchen nur den halben Preis zu zahlen“, insistierte der Chauffeur.

„Ich danke nochmals. Wissen Sie, es ist heute so schön, da gehe ich die paar Meter doch lieber selber.“

„Kann man nichts machen. Einen guten Tag wünsche ich Ihnen.“

Klaus Brenner empfand die Höflichkeit als wohlthuend im Gegensatz zu sonstigen Taxifahrern, die ihn häufig anmotteten, murmelten oder gar nichts mitkriegen. Er überlegte sich, nicht sogar eine Nacht lang dort zu verweilen. Dabei bemerkte er seinen Wunsch, von Anfang an ein Hotel aufsuchen zu wollen, was gar nicht in seinen Plan paßte. Brenner grinste über sich selbst und begann seinen Weg.

Die Bäume waren ordentlich gestutzt, ebenso die Hecken. Die Rasenflächen bestens gemäht, obwohl Brenner die fast zu akkurat aufgeteilten, gezirkelten Tulpen- und Rosenbeete, alle nach Farben geordnet, störten. Die Blumen standen da wie preussische Soldaten.

Er passierte die ersten Häuser. Nicht zu groß und nicht zu klein. Weiß. Propere Vorgärten, an den Straßen Müllkübel zuhauf. Es war Mitte August. Schon zu Anfang vermißte Brenner etwas in der perfekten Natur. Die Vögel. Blumen, Beete, Rasenflächen, aber keine Vögel. Und das in diesem Monat. Der Verkehr war für eine Kleinstadt normal. Die neuesten Fahrzeugtypen kamen an ihm vorbei. Brenner sah sich die Leute genau an: Alle, wirklich alle strahlten, nein, das Wort ist überzogen. Sie sahen zumindest freundlich, glücklich aus. „Die Stadt muß recht wohlhabend sein, gut bei Kasse“, murmelte Brenner für sich.

Die Einwohner trugen nur vom Feinsten, fast schon zu übertrieben. Er beschloß, nun endgültig ein Hotel aufzusuchen. Nach einigen Minuten erreichte Brenner die Pension „Weißenburg“. Sie machte ihrem Namen Ehre. Die Fensterscheiben blitzten, wie alle in Reinstedt, das Personal war mit der Reinigung der Teppiche und Fußböden beschäftigt. An der Rezeption war schnell alles erledigt, und man stellte ihm keine unnötigen Fragen. Sein Zimmer war, wie zu erwarten, wie das in einem Kaufhauskatalog. Er staunte über den behäbigen Wohlstand des Hotels, doch - irgendwie fühlte er sich nicht wohl. Obgleich es Sommer war, fröstelte ihn.

Er wußte auf einmal genau, was er in dieser Stadt vermißte: ein Krankenhaus, ein Obdachlosenasyll, eine Nervenklinik, Altenheime und Friedhöfe. Hier unten war alles zusammen bestens gelöst.



Geschichte

Von Stephan Peters

Brenner dachte noch über seine ersten Eindrücke nach, als er im Aufenthaltsraum einen Kaffee zu sich nahm. Vor allem die Menschen gingen ihm nicht aus dem Kopf. An ihnen war nicht das Geringste auszusetzen, doch fehlte bei ihnen etwas, so wie die nichtvorhandenen Vögel in der Natur. Aber was?

Inzwischen ging die Sonne unter. Brenner beschloß, einen ausgiebigen Bummel durch den Ort zu machen. Drei Stunden später kam er voller positiver Eindrücke wieder zurück. Er machte sich ständig Notizen und stellte verblüfft fest, daß in seinem Block zum erstenmal keine einzige negative Bemerkung zu finden war. Kopfschüttelnd-geistesabwesend schloß Brenner seine Aufzeichnungen und schickte sich an, die Treppe zu benutzen. Eine Stufe übersah er dabei, griff hilflos wie eine angeschossene Fledermaus durch die Luft und landete schmerzhaft unmittelbar neben der Rezeption. In der Hotelhalle standen ein paar Gäste herum und sich langweilendes Dienstpersonal. Der peinliche Zwischenfall ließ jedwede Unterhaltung verstummen. Einige Gäste wurden blaß, ein Dienstmädchen kreischte hysterisch, dem Portier wurde speiübel.

Brenner versuchte vergebens, sich aufzurichten, doch er hatte sich den Knöchel verstaucht.

„Können Sie mir nicht aufhelfen?!“ rief er dem Portier zu, dabei knirschte Brenner mit den Zähnen. Allgemeine Fassungslosigkeit. Auf einmal kam Leben in den Geschäftsführer. Hastig wählte er eine Telefonnummer.

„Beruhigen Sie sich, Ihnen wird gleich geholfen.“

„Wen haben Sie da angerufen?“

„Nun - äh, den Krankenwagen natürlich“, beeilte er sich zu sagen.

„Den Krankenwagen.“ Brenner wurde wütend, die Schmerzen waren schlimm, aber so schlimm nun auch wieder nicht. „Was soll das - ein Krankenwagen? Hören Sie, ich möchte in mein Zimmer und einen Verband mitnehmen. Den Rest mach ich schon alleine. Ich hab' mir ja das Bein nicht gebrochen.“

„Sicher ist sicher“, meinte zaghaft der Geschäftsführer, dem die Angelegenheit mehr als peinlich war. Dabei sah er nervös auf die Eingangstüre. „Ah, sehen Sie, der Rettungswagen ist da. Gleich kommt alles wieder in Ordnung.“

Brenner verlor die Geduld, hob an, ihn anzuschmauzen, doch als er zur Hoteltüre blickte, bekam er den Mund nicht mehr zu. Vier Männer kamen herein. In schwarzen Overalls. Vier Schrankmänner mit Gummihandschuhen. Schwarze Helme verdeckten die Gesichter.

Allgemeines Aufatmen. Nur Brenner war auf einmal mulmig in seiner Haut.

„Was zum Teufel wollen Sie da ...?“

Weiter kam er nicht. Man schnallte ihn auf eine schwarze Liege und schleppte ihn nach draußen. Dort stand ein schwarzer Kastenwagen. Dorthin ein verfrachtete man Brenner.

Er hatte Angst, die ihn seine Schmerzen vergessen ließ.

„Hören Sie, ich will zurück in mein Hotel. Ich bin doch nicht sterbenskrank.“ Genausogut hätte er mit Schaulustfiguren reden können. Die vier Männer saßen da und kümmerten sich um nichts. Erst nachdem aus Brenners Forderungen ein hilfloses Flehen wurde, beugte sich einer von ihnen zu ihm rüber.

„Geduld, mein Freund. Gleich haben wir's überstanden.“

„In welches Krankenhaus fahren Sie mich?“

„Das ist nicht leicht zu sagen, mein Freund. Wir sind hier sehr fortschrittlich. Hier gibt's einen Multi-Media-Raum. Für jeden etwas. Da wird bestimmt auch was für Sie dabei sein.“

Was fehlte nur in dieser Stadt? Brenner überlegte fieberhaft und ärgerte sich gleichzeitig, in dieser Situation diese Gedanken zu haben.

Der Wagen hielt. Man schaffte ihn nach draußen. Er versuchte, in der Dunkelheit, ein Haus ausfindig zu machen. Ein paar Lichter. Nur Schwärze. Der Wagen stand einsam auf einem leeren Platz.

„Können Sie mir endlich sagen, was das soll?“ Aus seiner Furcht wurde Panik.

„Wie gesagt, alter Junge, wir bringen Sie in unserem Multi-Media-Raum unter.“

Derweil öffnete der Fahrer eine schwere Luke über dem Steinpflaster. Die Bahre wurde angehoben. Brenner schrie auf und fiel in einen Abgrund. Er schrie noch mal, als er auf einer stinkenden Matratze auf seinen Knöchel fiel. Neben ihm lag etwas Kaltes, Weiches. Und stank.

Ein paar Ratten quietschten obszön. Ein paar Kerzen verrieten Brenner, daß die Ratten unnatürlich dick waren. Aus Angst raste sein Puls wie eine Pumpe und raste noch mehr, als er Sterbende und Skelette erblickte. Gleichzeitig wußte Brenner, warum die Ratten so verdammt dick waren.

Überhaupt wußte er auf einmal eine ganze Menge mehr. Zum Beispiel, welcher Art die greifbare, formlose Schwärze war, die langsam auf ihn zukroch. Dutzende von gierigen, gleichzeitig müden Augen glitzerten im Dunkel. Die Schwärze war keine Schwärze. Es waren Menschen, vielmehr das, was davon noch übrig war. Ein paar Hände tasteten nach ihm.

Brenner konnte nur noch lachen, dabei lief es ihm warm an den Oberschenkeln vorbei.

Er wußte auf einmal genau, was er in dieser Stadt vermißte: ein Krankenhaus, ein Obdachlosenasyl, eine Nervenklinik, Altenheime und Friedhöfe. Hier unten war alles zusammen bestens gelöst. Der Multi-Media-Raum hatte einen neuen Star. Zwar nicht lange, aber immerhin. Brenner lachte und lachte. Sein Lachen lief durch kilometerlange Röhren.

Ein neuer Tag brach an.

Oben pfiß jemand: „Oh, what a beautiful morning ...“

* Stephan Peters ist preisgekrönter Krimi- und Horror-Geschichten-Autor („erster Preis für den besten deutschsprachigen Kurzkrimi“). Er hat zwei Bücher geschrieben und ist in mehreren Anthologien vertreten.

Mit Bärenötter auf der Silberranch

Als Asphalt-Cowboy unterwegs



Von Horst Mildner

„Komm Bello, da liegt einer in der Telefonzelle, ob der tot ist“, höre ich eine alte Frau zu ihrem Hund sagen, den sie morgens um fünf Uhr ausführt. Ich richte mich auf, rolle die kleine Iso-Matte zusammen und blicke in die Augen einer alten Frau. „Sind Sie betrunken? Wo wollen Sie denn hin? Haben Sie kein Zuhause?“ All diese Fragen hämmern auf mich ein, wie oft habe ich das alles schon gehört? Sie hält mir einen Zehnmarkschein hin. Das wäre nicht nötig, und ich wäre auf der Durchreise, lüge ich ihr vor. Dabei übernachtete ich hier fast jede Nacht, halbwegs warm, weil zwei Neonröhren dauernd leuchten. „Ich will nach Gelsenkirchen, ohne Bleibe, ohne alles“, sage ich ihr. Im Weggehen stammelt sie noch vor sich hin: „Was es heutzutage nicht alles gibt.“

An der Trabrennbahn in Gelsenkirchen will ich mich mit Klaus K., genannt „Cowboy“, treffen. Der hat immer einen echten Westemhut auf. Die ganze Familie war früher mal in einem Countryclub vereint. Deshalb hat er den Namen „Cowboy“ verpaßt bekommen. Vielleicht verwechselt er das heutige Obdachlosen-Dasein mit der früheren Cowboyromantik im wilden Westen. Abends treffe ich ihn mit Sack und Pack, denn er hat ein Zelt mit Schlafsäcken dabei. „Wir müssen da oben hin“, und zeigt in nördliche Richtung. Tatsächlich kommen wir beim Anstieg ins Schwitzen. „Hier bleiben wir, das sind hier die ‚Rockys‘, und unten sind die Pferde, da können wir uns rasieren und waschen.“ Der hat wirklich einen Tick weg, es ist schon so traurig genug, draußen zu liegen. So nennt er die Trabrennbahn „Silberranch“. Da hat er eine Gaspistole bei sich, welche er „Bärenötter“ nennt. Ist auch egal, wenn es nur unser Dasein erleichtert. Schnell ist das Zelt aufgebaut und schnell sind wir auch eingeschlafen.

So geht das vier Wochen lang gut, bis wir eines Nachts überfallen werden. Aller Dinge beraubt, machen wir uns auf den Weg in eine rheinische Großstadt. Vorher passiert uns aber einiges, was wir gar nicht erahnen können.

Wir steigen an der ersten U-Bahnstation in der Nachbarstadt aus. Keiner von uns beiden hat eine Fahrkarte gehabt, deshalb atmen wir erleichtert auf. Jemand packt uns von hinten an der Schulter. Drei Schwarze Sheriffs kreisen uns ein. „Kommt mal mit, Ihr beiden, von wegen schwarzfahren und noch besoffen dazu“, erklärt einer, wahrscheinlich der Boss von den Dreien.

Sie führen uns in einen kleinen Raum, ein Tisch, zwei Stühle, mehr nicht. Ich will mich setzen. „Aufstehen, das könnte Dir so passen“, schreit mich einer an. „Ich bin mit Ihnen nicht in die Schule gegangen, weil Sie mich duzen“, entgegne ich. Ein allgemeines Gelächter folgt. Inzwischen holen Sie ein Handy heraus und fordern Verstärkung an. „Hier sind zwei dunkle Gestalten, schick' uns noch ein paar Leute her“, quatscht einer ins Handy. Tatsächlich kommen noch drei weitere Sicherheitsleute der Verkehrsbetriebe. Cowboy und ich grinsen uns gegenseitig an, also müssen die ja vor uns eine Menge Angst haben.

Die Personalausweise müssen wir hinlegen. Dabei sind die Schwarzen gar nicht berechtigt, Pässe zu kontrollieren. Klaus kann den Mund nicht halten und fragt einen: „Sind Sie früher bei der Stasi gewesen, man hört nämlich so vieles über Euch, Übergriffe und so ...?“

Das war zuviel. Der eine schreit den anderen an: „Hau' ihm eins auf die Schnauze.“ Ein Gummiknüppel saust nieder und trifft Cowboy am Kinn. Blut sickert ihm langsam aus dem Mund.

Das war dann mir wieder zuviel. „Ich will, daß sofort die Polizei herangezogen wird.“

„Die haben hier nichts verloren“, schreit einer und zieht mir den Gummiknüppel über die Schulter.

Inzwischen ist der Kontrolleur von der U-Bahn eingetroffen. Als er die unangenehmen Zustände im Raum sieht, verzieht er sich gleich wieder: „Damit will ich nichts zu tun haben.“

Ich war seitlich umgefallen, jetzt stehe ich wieder. „Meine Herren, das sind ja Methoden, wie damals in München bei der Olympiade. Da mußte man ja die Schwarzen Sheriffs verbieten. Ihr seid ja genau so“, sage ich und nehme meinen Ausweis vom Tisch. „Jetzt haut ab, Ihr Penner! Seid froh, daß Ihr so heile davongekommen seid.“ Sie drängen uns aus dem Raum.

Draußen, auf der Straße, sehen wir uns wutentbrannt an. So etwas haben wir nicht erwartet. Ordnungshüter, engagierte dazu, vergreifen sich an Bürgern und das in einer Demokratie. Nachdem wir uns beruhigt haben, lösen wir Fahrkarten und ziehen in Richtung Rheinland.

Am Bahnhof einer rheinischen Großstadt ruhen wir uns etwas aus. Eine Unterkunft benötigen wir für die kommende Zeit. Plötzlich bildet sich ein Menschenauflauf auf dem Bahnsteig. Ein Junge hat ein Fahrrad bei sich und wird von Sicherheitsleuten richtigge-

Ein Gummiknüppel saust nieder und trifft Cowboy am Kinn. Blut sickert ihm langsam aus dem Mund.

hend verhört. Um was es geht, wissen wir nicht. Ein junger Mann mischt sich ein; er hält einen Stapel Zeitungen in der Hand. Wie wir erfahren, sind es Straßenmagazine der Obdachloseninitiative. Später erfahren wir vom Verkäufer, er wollte die Zeitungen im Bahnhof gar nicht verkaufen, sondern in einem nahegelegenen Ortsteil. Weiter berichtet er, man habe ihn im „Schwitzkasten“ gehabt. Darauf habe er Anzeige erstattet.

Ungefähr zwei Wochen später, sehen wir im Fernsehraum der Übernachtungsstelle einen Bericht über Übergriffe von Schwarzen Sheriffs. Cowboy und ich sind geschockt. Das haben wir alles an einem Tag erlebt. Es ist kaum zu glauben, daß Bürger in „Ordnungsuniformen“ gegen friedliche Bürger brutal vorgehen.

Uns ekelt das alles an, wir kaufen uns ein neues Zelt und verlassen die Stadt. In den „Rockys“ fühlen wir uns am Feuer wohl. Keine Menschenseele weit und breit.

Cowboy erklärt: „Jetzt kannst Du es vielleicht auch verstehen, daß ich so einen ‘Cowboytick’ habe und nicht gerade Pazifist bin.“ Sagt’s, und schiebt seinen breitkremigen Hut zurecht. ←

*1. Eine Frau saß weinend auf der Bank.
Der fiftyfifty-Verkäufer fragte ob sie sei krank.
Nein, vielen Dank mein Herr,
mein Leiden selig und sehr schwer.
Der Gemahl starb gestern
und erst kürzlich eine meiner Schwestern.
Gut, ich schenke Ihnen eine Zeitung, eine meiner letzten.
Ach, sie kann doch keinen Mann ersetzen.
Was nur aus meinem Garten wird,
wenn sich keiner dafür interessiert?
Wie meinen Sie, wenn Sie sagen keiner?
Es gibt doch viele unser einer.
Ja gut, ich habe einen Raum auch frei,
für einen der schaffen kann, fleißig und treu.*

*2. Aber was werden die Leute sagen,
wenn sie mich nach dem Verhältnis fragen?
Es ist ja auch nicht meine Art,
zu leben im Konkubinat. (Wilde Ehe)
Gut, man könnte Frauenkleidung tragen.
Aber was mach' ich, wenn die Leute Anstoß haben.
Männerkleidung macht mir keinen Verdruß.
Nun ja, was mach' ich wenn ich zum Frauenarzt muß.
Sagte die Frau nach langer Zeit.
Das Leben ist halt' schöner zu zweit.
Das können wir bald ändern,
so wie wir zum Standesamt schlendern.
Der Mann erledigt den Garten ist doch klar.
Vielleicht sind wir dann bald ein Paar.*

Reiner Singer

H1000 14374
0,4
2,8

H900 5670
6,6
5,8

Lebensmittel Nr. 1

Die Stadtwerke Düsseldorf versorgen über 600.000 Menschen, sowie Gewerbe und Industrie mit jährlich rund 65 Millionen Kubikmetern Trinkwasser.

Voraussetzung für die einwandfreie Beschaffenheit ist der Einsatz ausgereifter Technik bei Gewinnung,

Aufbereitung und Verteilung sowie unsere konsequente Forschungs- und Entwicklungsarbeit.

Grundlegend ist auch der vorbeugende Gewässerschutz, der in besonderem Maße den Rhein betrifft: Gemeinsam mit anderen Wasserwerken in

nationalen und internationalen Verbänden engagieren wir uns für die Reinhaltung unserer wichtigsten Wasserquelle.

So garantieren wir die hohe Qualität des wichtigsten Lebensmittels – Trinkwasser.



KULTUR UND MEHR



TERMINE



„Freie Erde“ im Eller Forst



„Ach Waldemar“, seufzte Mutter Änne, „hier möcht' ich wohnen.“ Und Waldemar Kutschke, ihr Mann, antwortete: „Ja, Änn, dat is en schönes Fleckchen Erde.“ Das Fleckchen Erde, das die beiden

beim Spaziergehen entdeckt hatten, lag im Eller Wald bei Düsseldorf. Es war Sommer 1920 - schwere Zeiten für eine Arbeiterfamilie mit drei Kindern. Ein Jahr später machte sich an selbiger Stelle ein Trupp Arbeits- und Wohnungsloser emsig zu schaffen: Sie rodeten mir-nichts-dir-nichts das „Niemandland“ und bauten darauf ein Haus. Den Großteil der Steine karrten sie zu Fuß aus Oberkassel heran, wo gerade ein Gebäude abgerissen worden war ... So entstand, „im Geiste Gustav Landauers“, wie eine Marmortafel stolz verkündete, die Siedlung „Freie Erde“. Sie hatte prominente Sympathisanten, z. B. Gustav Gründgens und den Maler Gert Wollheim, die zusammen mit der einschlägigen Düsseldorfer Künstlerszene auf dem Gelände ein rauschendes Sommerfest feierten. Heute existiert das Haus nicht mehr, doch eine Zeitzeugin lebt, die alles frisch und munter erzählen kann und mancherlei Dokumente aufgehoben hat: Josefina („Fini“) Müller, Jahrgang 1911, älteste Tochter des Anarchisten Waldemar Kutschke und seiner Änne. Ohne sie wäre die Ausstellung nicht denkbar gewesen, die jetzt in Düsseldorf-Eller gezeigt wird.

Kultur Bahnhof Eller, Düsseldorf, Vennhauser Allee 89, geöffnet 15-19 Uhr, bis 22. Februar

Er ist derzeit jedermanns Liebling: Bürgerschreck Bert Brecht, geboren vor 100 Jahren, am 10. Februar 1898. „Während meines 9jährigen Eingeweckteins in einem Augsburger Realgymnasium“, schrieb der Dichter später, „gelang es mir nicht, meine Lehrer wesentlich zu fördern.“ Immerhin, er hat es versucht. Wie noch vieles andere. Mehr über den „armen B. B.“ in der nächsten *fiftyfifty*-Ausgabe. Das nebenstehende Brecht-Porträt (1926, Ausschnitt) stammt von Rudolf Schlichter und ist noch bis zum 1. März im Rahmen einer umfassenden, diesem Maler gewidmeten Ausstellung im Wuppertaler Von-der-Heydt-Museum zu sehen.

Faust als Marionette



Da wagte das angesehene Düsseldorfer Marionetten-Theater im vergangenen Herbst mit seinen „METROPOLIS-Visionen“ einen ungewöhnlichen künstlerischen Wurf (die Inszenierung frei nach Fritz Langs düsterem Stummfilmklassiker verzichtete auf Sprache und setzte stattdessen ganz auf expressive Bilder und Musik) - und mußte ihn prompt mit einem herben Zuschauer- und Finanzeinbruch büßen. Bitter für eine Bühne, die, mit öffentlichen Zuschüssen nicht gerade verwöhnt, ohnehin ständig Unmögliches möglich machen muß. Nun sind die „Metropolis“-Puppen in den Fundus verbannt (in alle Ewigkeit?) und haben ihren „Kollegen“ vom bewährten „Satanarchäologienalkohöllischen Wunschkutsch“ auf der Bühne Platz gemacht. Und ab 18.2. läuft „Faust - Ein Traum“, eine freie Bearbeitung nach Goethe, die sich um Verantwortung und Verführbarkeit des Forschers (siehe Menschen-Klonung!) dreht.

Düsseldorfer Marionetten-Theater, Bilker Straße 7, Tel. 0211 - 32 84 32. Vorstellungen Sa 15 Uhr und Mi bis Sa 20 Uhr. „Wunschkutsch“ ist geeignet für Erwachsene und Kinder ab 8, „Faust“ für Erwachsene und Kinder ab 10 Jahren.

Kinderkino

Vor kurzem hat Düsseldorf sein erstes Großkino bekommen (daß die UFA Kientöpfe „ins UFA-lose“ baue, witzelte schon Otto Reutter in den 20ern), und zwei weitere sollen noch in diesem Jahr hinzukommen. Daß mit der steigenden Zahl der Kinosäle auch die Vielfalt des Gebotenen wachsen würde, bleibt dabei ein frommer Wunsch. Beinfreiheit geht über Geistesfreiheit. Zum Beispiel ein Nicht-Mainstream-Kinderfilm wie „Friedrich und der verzauberte Einbrecher“ (D 1996) wird trotz aller Multiplexitis kaum zum Zuge kommen. Da müssen, wenn nicht gerade KinderKinoFest ist, die jungen Düsseldorfer Zuschauer schon ins Bürgerhaus Reisholz kommen. Dort ist der Streifen des bedeutenden Ex-DDR-Kinderfilm-Regisseurs Rolf Loßansky nämlich am 10.2. zu sehen. Titelheld Friedrich ist allein zu Haus - mit einem Einbrecher! Der vertieft sich nach einer Weile in Friedrichs Lieblingsbuch „Robin Hood“...

10.2., 15 Uhr „Friedrich und der verzauberte Einbrecher“; 24.2., 15 Uhr „Die Story von Monty Spinneratz“ (beide Filme ab 6 Jahre, Eintritt DM 4,-). Bürgerhaus Reisholz, Düsseldorf, Kappeler Str. 231, Tel. 0211 - 746 799



Das Leben ist kurz - Vita brevis

Als Aurelius Augustinus, geboren in Nordafrika um die Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr., noch nicht Bischof und erst recht nicht der heilige Augustinus war, lebte er glücklich mit einer jungen Frau namens Floria Aemilia zusammen. Nach 15 gemeinsamen Jahren gab er ihr, die ihm einen Sohn geboren hatte (und dennoch in späteren Schriften bloß noch als „Konkubine“ Erwähnung finden sollte), schweren Herzens den Laufpaß. Sie war plötzlich einer anderen „Braut“ im Wege, der sich der angehende Kirchenlehrer nun mit Haut und Haar in die Arme warf: der frommen Enthalttsamkeit. Jegliche Sinnenfreude, und nicht nur die sexuelle, geißelte der Gottesmann fortan als schmutzige Abirung vom Weg des Heils. Doch jetzt hat Jostein Gaarder („Sofies Welt“) dafür gesorgt, daß Augustinus nicht das letzte Wort behält: Floria meldet sich aus ihrem heimatlichen Karthago mit einem temperamentvollen Brief, zerpfückt die zehnbändigen offiziellen „Bekennnisse“ ihres Ex-Geliebten, frischt dessen eingerostetes Beziehungsgedächtnis auf und entwirft mit leichter Hand, angelehnt an Epikur und andere griechische Denker, eine Philosophie der Lebensbejahung, die jedem lieben Gott aus dem Herzen gesprochen sein dürfte, so es ihn gibt.

Jostein Gaarder: Das Leben ist kurz - Vita brevis, Hanser, 131 Seiten, DM 24.80

Lebenszeichen

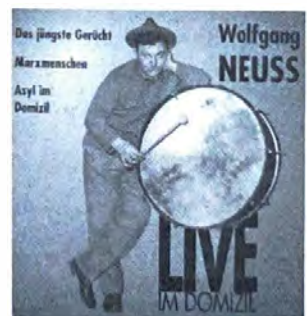
Moderne Lyrik ist hochgradig unverständlich und nur etwas für ein paar Spezialisten: Wer dies glaubt, kennt die Gedichte von Peter Maiwald nicht. Ihre Sprache ist kristallklar, ihr Ton wirkt vertraut, und auch der gute alte Reim darf wie selbstverständlich mitspielen. Das Liebesgedicht (und mehr als das) „Wunsch“ etwa beginnt mit den Zeilen: „Ich will bei dir liegen./ Sonst soll nicht viel sein./ Eine Zeitung (leer von Kriegen)/ und ein Wein (uns zu besiegen)/ und wir Bein an Bein.“ So viel Seelenfrieden wie hier noch - der Text entstand 1983 - hat der Düsseldorfer Autor in seinen jüngeren Gedichten freilich kaum mehr zu verschenken. Dunkle Schatten treiben durch seinen neuen Band „Lebenszeichen“. Sie entspringen der Gesellschaft („Die Welt zum Heulen, aber kaum wer weint (...)/ Es ist die Kälte, Brüder, die uns eint.“) und zersetzen vielfältig das Leben und die Liebe. Sie machen, daß die Einsamkeit wächst - nicht zuletzt die des Dichters selbst. Der fristet sein Leben bestenfalls wie Jonas im Bauch des Wals: „Leb von Erinnerung/ damit ich hier nicht rost./ Werf meine Sehnsucht aus/ mit dieser Flaschenpost.“ Wer aber eine solche Flaschenpost aus dem Wasser zieht und entziffert, kann glücklich sein: Ein Lebenszeichen hat ihn erreicht.

Peter Maiwald: Lebenszeichen. Gedichte, S.Fischer, 95 Seiten, DM 29.80

Neuss Testament

Sternstunden des politischen (aber hallo!) Kabarett der 60er Jahre, als es mächtig gärte im Lande des Bildungsnotstands und der Bildzeitung, macht das kleine Plattenlabel Conträr-Musik wieder hörbar: Hier sind soeben drei CDs mit legendären Aufnahmen von Wolfgang Neuss erschienen. „Guten Abend auch du, politischer Banause“, grüßt er, haut auf die Trommel und nimmt mit schwindelerregend schlagfertiger Berliner Schnauze die Verhältnisse auseinander. Da heißt es beim Hören die bequem gewordenen kleinen grauen Zellen tüchtig auf Touren bringen, um überhaupt Schritt zu halten mit den purzelnden Pointen und famosen Frechheiten. Etwas Kenntnis über damalige Politik, Politiker & Skandale ist leider auch vonnöten. Sofern Wolfgang Neuss nicht gerade solch zeitlose Merksätze meißelt wie: „Wenn man nicht haargenau wie die CDU denkt, fliegt man glatt aus der SPD raus.“

Wolfgang Neuss „Live im Domizil“, Doppel-CD mit den Programmen „Das jüngste Gerücht“, „Asyl im Domizil“ und „Marxmenschen“ (1964-68), Bestell-Nr. 4307-2. - „Neuss Testament“ Die Villon Show (1965), Bestell-Nr. 4306-2. - Wolfgang Neuss „Ach das könnte schön sein“ (Lieder), Bestell-Nr. 4308-2. Alle erschienen auf dem Label Conträr und im Vertrieb bei Indigo Musik, Hamburg.



AKTUELLE KINOTIPS.....

von Dagmar Dahmen

IN & OUT

mit Kevin Kline, Tom Selleck, Matt Dillon, Joan Cusack (Tobis Filmkunst)

Während der Oscar-Nacht steht das Kaff Greenleaf in Indiana Kopf, denn ein Favorit für den „besten männlichen Hauptdarsteller“ ist Cameron Drake (Matt Dillon), ein „Sohn“ der Stadt. Der Jung-Star bekommt die begehrte Auszeichnung und bei seiner obligatorischen Dankesrede outet er seinen High-School-Lehrer Howard Brackett (Kevin Kline) als Schwulen. Obwohl Howard das Gegenteil behauptet, seine Verlobte, seine Schüler, seine Eltern und vor allem die Journalisten-Meute glauben ihm nicht. Howard macht den Männlichkeitstest per Audiokassette (köstliche Szene!), will nach drei Jahren platonischer Verlobungsphase plötzlich ~~verheiraten~~ Sex. Doch es hilft nichts: Der schwule TV-Sensationsreporter Peter (Tom Selleck) überzeugt ihn per Kuß von seiner Homosexualität, was das Chaos nur noch ~~vergrößert~~ ...

Frank Oz („Muppets“, „Sesamstraße“) drehte „In & Out“. Er wollte das Thema „Outen“ nicht per Kino-Predigt ans Publikum bringen, sondern per Komik, getreu dem Motto: Ein „Philadelphia“ reicht! Ob es ihm gelungen ist, Homosexualität dank Humor gesellschaftsfähiger zu machen, sei dahingestellt. Dafür ist Oz mit der Inszenierung der Oscar-Nacht eine exzellente Persiflage auf Hollywood gelungen. Und Tom Selleck und Kevin Kline als schwules Pärchen – das ist schon einen Kinobesuch wert.

Starttermin: 29. Januar 1998

BASTARD

mit Til Schweiger, Pete Postlethwaite, John Hurt, Polly Walker (Delphi Verleih)

Manche Filme kommen nur in die Kinos, um gnadenlos verrissen zu werden. Dieses Schicksal erwartet in jedem Fall die „Boje Buck Produktion“ „Bastard“. An diesem Film ist wirklich alles mißlungen. Das Drehbuch ist eine pure Zumutung. Es basiert lediglich auf Klischees und jeder halbwegs intelligente und phantasievolle Schüler dürfte ein einfallsreicheres Buch abliefern. Erzählt wird die Geschichte von Brute, der im Rahmen eines englischen Resozialisierungsprogramms in ein heruntergekommenes rumänisches Waisenhaus gebracht wird. Hier kämpft er gegen einen korrupten Anstaltsleiter und einen alkoholabhängigen Arzt. Als Belohnung wartet eine schöne Krankenschwester. Klingt irgendwie nach Arztgroschenroman, oder? Natürlich stellt sich Brute bald auf die Seite der armen Kids, die an reiche Europäer als Adoptivkinder verhökert werden. Und zum Schluß – nachdem er das Böse besiegt hat – , verläßt er Rumänien, indem er den Schienen folgt, an der Hand einen kleinen Jungen. Gäh! Stöhn! Pein! Ein weiterer „Höhepunkt“: Til Schweiger! Für die Rolle des Brute wurde der Pseudo-Schauspieler tatsächlich bei einem Festival in Polen als bester Darsteller ausgezeichnet. Wie es zu dieser Fehleinschätzung kam, darüber rätseln noch heute die Fachleute! „Bastard“ ist mit Abstand der schlechteste Film der letzten Monate und er hat nur einen Verdienst: Man kann herrlich über ihn lästern!

Starttermin: 12. Februar 1998

BESSER GEHT'S NICHT (AS GOOD AS IT GETS) mit Jack Nicholson, Helen Hunt, Greg Kinnear, Cuba Gooding Jr. (Columbia TriStar)

Im Vergleich zu Melvin Udall ist Ekel Alfred ein Schmusebär! Der exzentrische New Yorker Schriftsteller ist die Inkarnation des absoluten Fieslings. Ihn unhöflich zu nennen wäre total untertrieben. Öffnet Melvin den Mund, kann man nur die Flucht ergreifen, um seinen verbalen Giftpfeilen zu entkommen. Eine Kostprobe gefällig? Wenn Melvins Stammplatz in seinem Restaurant besetzt ist, verjagt er beispielsweise ein jüdisches Pärchen mit den Worten „Ist Ihr Appetit etwa so lang wie ihre Nasen?“ Tja, Taktgefühl oder Charme sind für den Verfasser von Liebesromanen (!) ein Fremdwort. Nur bei seiner Lieblingskellnerin Carol wird Melvin schwach. Und sie scheint auch die einzige zu sein, die mit seinen Neurosen und unverschämten Verbalattacken fertig wird. Im Gegensatz zu Melvins schwulem Nachbarn, den Maler Simon. Als dieser nach einem Überfall ins Krankenhaus muß, kümmert sich Melvin wider Willen um dessen Hund Verdell. Und der Vierbeiner bringt sein Leben ganz schön durcheinander. Zwei Stunden lang zeigt Regisseur James L. Brooks das Leben dieses Trios (+ Hund + Carols asthmakrankem Sohn + schwarzem Kunsthändler). Nichts verbindet sie miteinander und am Ende ist ihr Schicksal eng miteinander verknüpft. Dabei gelingt es Brooks meistens, nicht zu kitschig zu werden. Die Gratwanderung zwischen Komödie und Drama schafft er erstaunlich gut. Jack Nicholson ist einfach Klasse, Helen Hunt überzeugt als alleinerziehende Mutter, Greg Kinnear zeigt nach „Sabrina“, was er wirklich drauf hat. Amerikas Kritiker sind von „As good as it gets“ begeistert: für die Golden Globe Awards 1997 wurde der Film sechsmal nominiert. Besser geht's – fast – nicht!

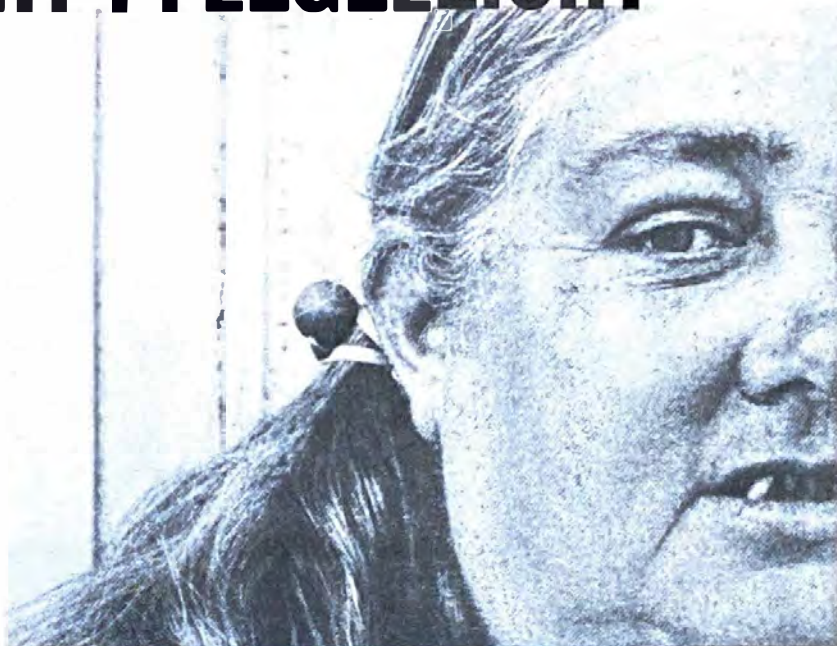
Starttermin: 12. Februar 1998



Beratung und Therapie abhängiger Frauen: BerTha F.

NICHT PFLEGELEICHT

Im Jahr 1989 haben sich acht engagierte Fachfrauen zusammengetan, um ein Suchtberatungsangebot ausschließlich für Frauen und Mädchen in Düsseldorf einzurichten. Heute ist die Beratungsstelle BerTha F. eine beispielhafte Einrichtung zur Begleitung abhängiger Frauen und Mädchen.



Gertrude Heep

NICHT ANGEPASST

In den Räumen des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes an der Benedikt-Schmittmann-Str. 15 treffen sich in der wöchentlichen therapeutisch angeleiteten „offenen Gruppe“ Dienstag abends Frauen mit Alkoholproblemen, Eßstörungen, Medikamentenmißbrauchen sowie Drogenabhängige und Frauen, deren Angehörige Suchtprobleme haben. Es kommen sehr junge Frauen, aber auch Rentnerinnen, Hausfrauen und Mütter mittleren Alters. Manche dieser Frauen leben von der Sozialhilfe, ohne Arbeit, ohne Ausbildung, als Alleinerziehende ohne Zukunftsperspektive und sind häufig sehr entmutigt. Andere managen scheinbar perfekt und klaglos Familie und Beruf, sind tüchtig, hilfsbereit, kompetent und fit und finden erst in den Gruppen- und Einzelgesprächen den Mut, hinter diese Fassaden zu schauen, die eigene Überforderung, die Angst und die Erschöpfung wahrzunehmen und zu verstehen, welche „Krücke“ hier das Suchtmittel ist. BerTha F. bietet ihnen einen Schutzraum, in dem sie einmal nicht pflegeleicht, freundlich und angepasst sein müssen.

Grundsätzliches Ziel der Arbeit der Beratungsstelle BerTha F. ist es mitzuhelfen, daß abhängige Menschen auf Dauer abstinent leben können und bei Gefährdeten der Weg in die Abhängigkeit verhindert wird. Die Therapeutinnen von BerTha F. arbeiten sowohl suchtakzeptierend und -begleitend in den offenen, niedrigschwelligen Motivationsgruppen und in den Einzelberatungen - als auch abstinentorientiert und abstinentstabilisierend in festen Gruppenangeboten und einzeltherapeutischen Sitzungen. Maßstab des jeweiligen Angebotes sind die Wünsche, Bedürfnisse und Möglichkeiten der einzelnen Klientin. Für die Beratungsarbeit von BerTha F. ebenso wichtig ist die geschlechtsspezifische Perspektive auf Sucht: Die Beraterinnen bei BerTha F. sind überzeugt, daß weibliche Sucht in ihren Ursprüngen, ihrer Ausprägung und ihren Behandlungsmöglichkeiten anderen Regeln unterliegt als männliche Sucht. Das bedeutet, daß Frauen auch andere Hilfestellungen benötigen, um aus der Sucht herauszufinden, Hilfestellungen, die ihre Lebenslage, ihre Ängste und Sorgen, aber auch ihre Fähigkeiten und Kräfte beachten und berücksichtigen. BerTha F. ist daher ausschließlich für Frauen und Mädchen eingerichtet worden, und alle Angebote der Beratungsstelle werden ausschließlich von Frauen durchgeführt. In der Suchtberatungsstelle werden angehörige Frauen und Mädchen (gleichgültig ob Töchter, Mütter, Freundinnen oder Ehefrauen) ebenso beraten wie (ehemals) abhängige Frauen.

In den Jahren 1995 bis 1997 hat der Verein BerTha F. neben diesen Arbeiten eine wissenschaftliche Studie in Auftrag gegeben und durchgeführt, in der die Lebenssituation abhängiger Frauen erforscht wurde und in der die psychosoziale Versorgungssituation für abhängige Frauen im Raum Düsseldorf dargestellt wurde. Dem Verein wichtig war hierbei, Fachfrauen aller Art zu Worte kommen zu lassen: abhängige Frauen ebenso wie Therapeutinnen, Vereinsfrauen von Selbsthilfegruppen ebenso wie Angehörige von Abhängigen. Interviews sind daher ein Schwerpunkt dieser Studie und machen Fragebögenauswertungen und Bestandsaufnahmen der Versorgungssituation in Düsseldorf anschaulich und nachvollziehbar. Die Studie liegt als Reader seit einigen Monaten vor und wird demnächst als Buch im Buchhandel oder bei BerTha F. direkt zu beziehen sein.



Kontakt:

BerTha F. - Beratung und Therapie abhängiger Frauen Düsseldorf e. V., Benedikt-Schmittmann-Str. 15, 40479 Düsseldorf, Telefon: 0211 - 441629

Rose Ausländer (1901-1988), Dichterin im Niemandsland

„Mein Schlüssel hat das Haus verloren“

„Landschaft die mich / erfand // wasserarmig / waldhaarig / die Heidelbeerhügel / honigschwarz // Viersprachig verbrüdete / Lieder / in entzweiter Zeit“. So besang Rose Ausländer einmal ihre Heimat, die Bukowina. Bis 1918 herrschte hier die österreichische Monarchie, dann kam das Land für 22 Jahre an Rumänien. Die jüdisch geprägte Hauptstadt Czernowitz, wo die Dichterin zur Welt kam und die Universität besuchte, „war eine musische Stadt, die viele Künstler, Dichter, Kunst-, Literatur- und Philosophieliebhaber beherbergte“, schrieb Rose Ausländer einmal, „sie war die Wahlstadt des großartigen jiddischen Fabeldichters Elieser Steinberg. Sie hat den bedeutendsten jiddischen Lyriker Itzig Manger und zwei Generationen deutschsprachiger Dichter hervorgebracht. Der jüngste und wichtigste war Paul Celan, der älteste Alfred Margul-Sperber“. In Czernowitz erschien auch Rose Ausländers erster Lyrikband „Der Regenbogen“. Das war 1939.

Im Sommer 1941 fiel die deutsche Wehrmacht in Czernowitz ein, in ihrem Schlepptau die berüchtigte Einsatzgruppe D unter SS-Standartenführer Otto Ohlendorf. Sofort begannen Massenerschießungen unvorstellbaren Ausmaßes, Plünderungen, Vergewaltigungen, Zwangsarbeit. Alle Juden - über 50.000 - wurden in ein Ghetto gepfercht, die Mehrzahl von ihnen in mörderischen Deportationsmärschen davongetrieben. „Die Sterblichkeitsrate der nach Transnistrien deportierten Kinder“, vermerkt nüchtern die Enzyklopädie des Holocaust, „betrug 100 Prozent, bei den Erwachsenen lag sie bei 70 Prozent.“

„Eislaken auf Transnistriens Feldern / wo der weiße Mäher / Menschen mähte // Kein Rauch kein Hauch / atmete / kein Feuer / wärmte die Leichen“ - das Grauen hat Rose Ausländer, die in einem Kellerversteck im Ghetto überlebte, nie mehr losgelassen, hat sie zeitlebens bis in ihre Träume verfolgt, sich in viele ihrer Gedichte eingebrennt: „Sie kamen / mit scharfen Fahnen und Pistolen / schossen alle Sterne und den Mond ab / damit kein Licht bliebe / damit kein Licht bliebe // Da begruben wir die Sonne / Es war eine unendliche Sonnenfinsternis“.

1946 wanderte Rose Ausländer in die USA aus, schlug sich als Sekretärin und Übersetzerin durch, schrieb eine Zeit lang ihre Gedichte auf Englisch, ging Mitte der 60er Jahre nach Deutschland, ließ sich in Düsseldorf nieder, allerdings nur provisorisch - sie wohnte, wenn sie nicht ohnehin auf Reisen war, in einer Pension nahe dem Hauptbahnhof. Erst ein Oberschenkelhalsbruch zwang die Rastlose, die sich nirgends mehr richtig heimisch fühlen konnte -

hatte, war die Dichtung ein und alles, die Rettung: „Ich verliere mich / im Dschungel der Wörter // finde mich wieder / im Wunder / des Worts“.

Olaf Cless



„Mein Schlüssel / hat das Haus verloren“, dichtete sie, und: „Ich bin König Niemand / trage mein Niemandsland / in der Tasche“ - zu äußerer Ruhe. Fortan lebte sie, bis zu ihrem Tod Anfang 1988, sehr zurückgezogen im Nelly-Sachs-Heim der jüdischen Gemeinde Düsseldorf.

Inzwischen hatte die Saat ihrer großen poetischen Begabung endlich begonnen, aufzugehen. Rose Ausländer wurde mehr denn je verlegt, übersetzt, geehrt und gewürdigt als eine der bedeutendsten deutschen Lyrikerinnen der älteren Generation. Und sie unterstrich diesen Rang mit einem unermüdlichen, in seiner kristallinen Wortschönheit und Intensität nie nachlassenden Alterswerk. Ihr, die im Leben so viel verloren

ANLÄSSLICH DES 10. TODESTAGS VON ROSE AUSLÄNDER finden in Düsseldorf mehrere Ausstellungen und Veranstaltungen statt.

Hier eine Auswahl:

AUSSTELLUNG „Wer bin ich / wenn ich nicht schreibe“, Zentralbibliothek der Stadtbüchereien Düsseldorf, Bertha-von-Suttner-Platz 1 (bis 28.2.);

AUSSTELLUNG „Mutterland Wort, Rose Ausländer 1901-1988“, Düsseldorfer Schauspielhaus, Gustaf-Gründgens-Platz 1 (tägl. ab 18.45 Uhr, Führung tägl. 15 Uhr; bis 18.2.);

(SUPPEN-)LESUNG „Wer hofft ist jung“, 6.2., 12.30 Uhr, Zentralbibliothek;

KONZERT „Im Atemhaus“, 14.2., 18 Uhr, Neanderkirche, Bolkerstraße;

VORTRAG UND LESUNG „Barbarische Gedichte aus barbarischer Zeit“, 26.2., 18 Uhr, Mahn- und Gedenkstätte, Mühlenstraße 29.

Eingeritzt

*Bettler
streckt aus
seine Hand*

*Die Erde
wirft ihm
ein paar Sandkörner zu*

*Seine kalte Schulter
zeigt ihm der Mond*

*Traum Tischlein-deck-dich
Gold
Venustraum*

*Hunger und Träume
eingeritzt
in sein Gesicht*

Rose Ausländer



Alexander

Erzählung von
Horst Dieter Marx

Teil 8

Eigentlich wollte sich Alexander damals nur eine kurze Zeit über Wasser halten, die Lücke stopfen, bis sich die Tür zur Rückkehr in eine normale Existenz zwangsläufig öffnen mußte.

Er nahm in Kauf, daß seine Kollegen, fast allesamt Neapolitaner wie ihr Chef Giovanni, ihn wie einen Aussätzigen behandelten, die Drecksarbeiten machen ließen und ihn immer wieder anschwärzten, wenn das Geschirr nicht richtig gespült war oder eine Pizza angekohlt aus dem Ofen kam.

Alexander glaubte bereits da auf der untersten Stufe der Leiter angekommen zu sein, aber immerhin konnte es von dort aus nur noch aufwärts gehen. Er wollte eine Zeitlang die Zähne zusammenbeißen, die Faust in der Tasche machen, um dann wie ein Phönix aus der Asche wieder in höhere und höchste Sphären hinaufzugleiten.

Hätte ihn nicht einer dieser kleinen Neapolitaner eines Tages bis zur Weißglut provoziert, wäre es nicht zu dieser verteilten Schlägerei in der Restaurantküche gekommen, bei der ordentlich die Fetzen flogen, hätte er möglicherweise irgendwann den Absprung geschafft.

So aber stand er wieder auf der Straße, ohne Arbeit, festen Wohnsitz und von der Utopie geheilt, daß jedem Tief ein Hoch folgen muß.

Vor dem Tabakgeschäft steht Karl, der schon seit Jahren zum lebendigen Inventar des Bahnhofs zählt. Selbst im Frühling und Sommer, wenn die meisten von ihnen ihr Quartier in einem der Parks der Stadt aufschlagen, setzt er kaum einen Schritt vor die verschmierten Glastüren.

Er ist blaß, sein Gesicht eingefallen wie das eines Greises, seine Nase platt wie die eines Preisbockers, und die tiefen Falten, die sich unter seine Augen gegraben haben, lassen ihn er sehr viel älter aussehen, als er zu sein vorgibt.

Karl schnorrt vor dem Tabakladen um Zigaretten, und wenn er keinen der Passanten erweichen kann, schleppt er sich auf die Bahnsteige hoch und hebt die noch brennenden Kippen auf, die andere hastig wegwerfen, wenn sie in ihre Züge steigen.

Manche zerquetschen sie vorher mit ihren Absätzen, und dann flucht Karl wie ein Rohrspatz über die Verschwendungssucht dieser Subjekte, die ihm

nicht einmal das Schwarze unter den Fingernägeln gönnen.

Ihm war ganz besonders übel mitgespielt worden, diesem Karl, für den alle jene nur Dummschwätzer, Waschlappen und Schlappschwänze sind, die sich unterjochen und vor den Karren der Bosse spannen lassen.

Er selbst ist vor diesen Halsabschneidern und Blutegeln, die er nur aus den Ideologien und Doktrinen früherer Freunde kannte, in die Isolation des Bahnhofs geflohen und will jetzt, eigensinnig und selbstgefällig, wie er nun einmal ist, nicht eingestehen, daß seine Rechnung nicht aufging und unter dem Strich mit seinem gesellschaftlichen Bankrott endete.

Das Summen und Brummen am Bahnhof ist verstummt, und für wenige Minuten überlagert Muße die wieselnde Geschäftigkeit. Nun haben sie alle ihre Tretmühle erreicht, registrieren und addieren, montieren, diskutieren oder konferieren, spitzen ihre Bleistifte und schneiden Gewinde, drehen Muttern auf Schrauben und haken Quittungen ab.

Die Maschinerie der Produktion und ihrer Bürokratie läuft auf Hochtouren, die Aktienkurse sind auf Hausse programmiert.

Alexander kennt den Zyklus des Bahnhofs, die Sequenzen, in denen sich alles immer und immer wiederholt, als gäbe es einen unsichtbaren Regisseur, der die Dramaturgie nach einem Drehbuch der Literaten Trivialität und Tristesse inszeniert.

Die Systematik ist augenscheinlich, und Ausnahmen sind auch hier nur die Bestätigung einer Spielregel, die minimale Abweichungen von der Tradition noch verkraften, krasse Differenzen zu den Riten des Bürgertums aber nur schwerlich verschmerzen kann.

Alexander schaut zu einem jungen, von fehlendem Schlaf gezeichneten Mann hinüber, der eine Gitarre unter den Arm geklemmt hat. Er trommelt mit den Fäusten gegen einen Geldautomaten, der seine Kreditkarte verschlungen hat wie eine Spinne ein in ihr Netz verstricktes Getier.

Der Hagel von hämmernden Schlägen vermischt sich mit dem monotonen Dröhnen einer Kehrmaschine und der Sirene eines Notarztwagens, der den Bahnhofsvorplatz mit quietschenden Reifen passiert, zu einer skurrilen Melodie im täglichen Takt des Bahnhofs.

Alexanders Heimatstadt war grau, trist und langweilig. So kam es für die jungen Leute einer Sensation gleich, als eines Tages ein Jugendzentrum eröffnet wurde. Hier lernte er Christine kennen, ein Mädchen aus einer höheren Gymnasialklasse, das ihm schon auf dem Schulhof aufgefallen war.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er noch so gut wie keine Erfahrungen mit dem weiblichen Geschlecht sammeln können, und so hielt er sich vorerst scheu zurück, wenn samstags eine Nachwuchsband aus dem Nachbarort zum Tanz aufspielte.

Christine blieb nie auf einer der langen Holzbänke sitzen, und hätte sie nicht ihren Verehrern hin und wieder einen Korb gegeben, wäre sie bald am Rande der Erschöpfung gewesen.

Alexander beobachtete sie fortwährend aus den Augenwinkeln, war faszinierend von ihrer femininen Ausstrahlung und der Erotik ihrer tänzerischen Bewegungen. Sie war fast zwei Jahre älter und reifer als er, und so rechnete er sich kaum Chancen aus, sie für sich zu gewinnen.

Zudem verfolgten viele andere, teils muskulösere und offenkundig attraktivere Typen, gegen die Alexander nur den kürzeren gezogen hätte, argwöhnisch jede ihrer Gesten und jeden ihrer Schritte, um bloß nicht ins Hintertreffen zu geraten.

Alexander begnügte sich mit jüngeren Mädchen, die schon froh waren, wenn sie überhaupt jemand zum Tanz aufforderte. Wenn sie gegen zehn erschrocken auf die Uhr schauten und ihn fragten, ob er sie nach Hause begleiten würde, ließ er sie mit tiefem Bedauern, aber konsequent abblitzen.

Auf dem Parkplatz, halb geduckt hinter einem Auto wartete er dann, bis Christine das Jugendzentrum verließ - souverän und stark wie ein Dompteur, umschlichen von einem Dutzend gieriger Raubkatzen mit nichts anderem im Sinn, als sie mit Haut und Haar zu vermaschen, aber auch mit zuviel Respekt vor ihrer unsichtbaren Peitsche.

Alexander flüchtete sich in seine Träume, verandelte sich dort in ihren Kavalier und leidenschaftlichen Liebhaber. Er spürte, wie diese Frau immer mehr Besitz von seinen Gedanken und Gefühlen ergriff, wie er innerlich rasend und blindwütig wurde, wenn sie den Rivalen um ihre Gunst mehr Beachtung und Aufmerksamkeit zu schenken schien als ihm.

Es machte ihn halb wahnsinnig, daß er für sie offenbar nicht mehr war als eine graue Maus, die in die Falle ihrer Herzlichkeit und ihres Charmes getapst war, von der sie aber sonst keinerlei Notiz nahm.

Aus Furcht, ihren Reizen und ihrem Charisma irgendwann ganz zu verfallen und wie durch einen Strudel in die Tiefe gerissen zu werden, suchte Alexander das Jugendzentrum einige Wochen lang nicht mehr auf. Er merkte, daß er Christine

Fortsetzung im nächsten Heft. Aus: Horst Dieter Marx, Alexander, Snayder Verlag Paderborn, ISBN 3-930302-40-3, 104 Seiten, DM 19,80. Das Buch ist in jeder Buchhandlung oder bei fiftyfifty (zsg) DM 5,- für Versand) erhältlich.

fiftyfifty-Mitherausgeber gesucht:

Ein Angebot für Obdachlosen-Initiativen

fiftyfifty erscheint mittlerweile in diversen Städten der Region, in Düsseldorf, Duisburg und Mönchengladbach mit eigenen Lokalausgaben. Wir bieten interessierten Obdachlosen-Initiativen in anderen Städten die Möglichkeit, Mitherausgeber von **fiftyfifty** zu werden. Die Vorteile liegen auf der Hand: Herausgabe einer eigenen Zeitung mit eigener Konto-Nummer für die Partner vor Ort. Kostengünstiger Bezug der eigenen Lokalausgabe auf Selbstkostenbasis. Teilhabe an einem erfolgreichen Zeitungsprojekt mit guten Erlösaussichten. Denn die Einnahmen incl. aller Spenden verbleiben vollständig bei den Partnern vor Ort.

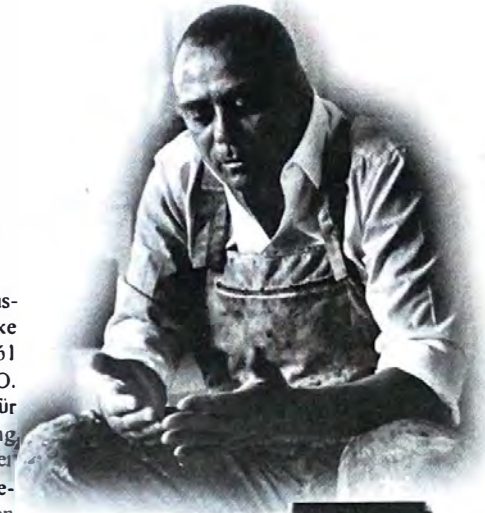
Interesse? Rufen Sie uns an. 0211 / 92 16 284

Letzte Gelegenheit!

Der weltweit bekannte Künstler Prof. Günther Uecker hilft Obdachlosen. Für ein Bauprojekt, das 20 Menschen von der Straße holt, gestaltete er die Ziffernblätter zweier Uhren mit unschätzbarem Sammlerwert.

DER KÜNSTLER

Prof. Günther Uecker (Jahrgang 1930) ist einer der herausragendsten Künstler unseres Jahrhunderts. Seine Werke befinden sich in allen bedeutenden Museen der Welt. 1961 wird er Mitglied der legendären Künstlergruppe ZERO. Ueckers Nagelbilder und -objekte sorgen international für großes Aufsehen. Sein Werk entsteht aus der Erfahrung von Grenzsituationen und befaßt sich immer wieder mit der „Gefährdung des Menschen durch den Menschen“. Folgerichtig bestimmen Themen wie die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, das Waldsterben oder der Massenmord an den Juden durch das Naziregime seine künstlerische Arbeit, die komplex, grenzüberschreitend und visionär zugleich ist. Die für *fiftyfifty* geschaffenen Ziffernblätter sind eine Auseinandersetzung mit dem Leben auf der Straße, ein Protest ebenso wie ein Zeichen der Hoffnung. „Die Kunst kann den Menschen nicht retten, aber mit den Mitteln der Kunst wird ein Dialog möglich, welcher zu einem Menschen bewahrenden Handeln aufruft“, hat Prof. Uecker 1983 anlässlich seiner Installation „Fall“ niedergeschrieben.



DAS BAUPROJEKT

Mit den von Prof. Uecker gestalteten Benefiz-Uhren unterstützt *fiftyfifty* das vierte Obdachlosen-Bauprojekt. Das Haus, das die 20 Bewohner selbst ausbauen, steht in Düsseldorf-Derendorf (Römer Str. 9). Erstmals bietet der Orden der Armen-Brüder des Hl. Franziskus von Bruder Matthäus hier auch ein Arbeitsprojekt, das den Wiedereinstieg in die Berufswelt ermöglichen soll. Mit jeder verkauften Uhr fließen 90,— DM (Uhr: „Interferenzen“) bzw. 100,— DM (Uhr: „Der Himmel über der Straße“) in das Projekt.

DIE UHREN

- Massives Vollmetallgehäuse (nickelfrei)
- Rostfreier Edelstahlboden
- Schweizerisches ETA-Quarzuhrwerk
- Ziffernblätter mit dem Signet des Künstlers
- Wasserdicht
- 12 Monate Garantie
- Besonders streng limitierte Auflage („Interferenzen“: 777 Stück, „Der Himmel über der Straße“: 555 Stück)
- Hohe Wertsteigerungsmöglichkeit
- Kostbare, exclusive Sammlerstücke zum sensationell günstigen Preis von nur 160,— DM („Interferenzen“) nur 180,— DM („Der Himmel über der Straße“)

Weltweit die einzigen Uhren von Prof. Uecker

UD WATCHES



180,- DM
„Der Himmel über der Straße“

160,- DM
„Interferenzen“

Einmalige Sammlerobjekte für Obdachlosenbauprojekt

Uecker '97

Auch erhältlich bei:
Galerie Blau, Hohe Str. 16, Düsseldorf
Tel. 0211 / 13 14 56

Ja, ich bestelle

Exemplare der Uecker-Uhr „Interferenzen“ für 160,— DM/Stück (90,— DM für Obdachlosen-Haus)

Exemplare der Uecker-Uhr „Der Himmel über der Straße“ für 180,— DM/Stück (100,— DM für Obdachlosen-Haus)

Für Porto, Verpackung und Versicherung zahle ich einmalig für die gesamte Lieferung zusätzlich DM 15,—. Ich weiß, daß der Reinerlös direkt dem Obdachlosenbauprojekt in Düsseldorf (Römer Str. 9) zugute kommt.

Einen Scheck in Höhe von DM füge ich bei. (Bitte Porto nicht vergessen!)

Achtung! Die Bestellungen werden nach Auftragseingang bearbeitet. Keine Liefergarantie, falls Auflagen vergriffen. Reservierungen nur schriftlich (mit Scheck).

Coupon an: *fiftyfifty*, Ludwigshafener Str. 33 d, 40229 Düsseldorf.

COUPON

Name

Vorname

Straße, HausNr.

PLZ, Ort

Datum,

Unterschrift